
W. Fröhlich.
Buchhandlung
&
Leihbibliothek
Bielitz, Börsenplatz 5.

Pêle-mêle

von

Julius Gundling.

Zweite Ausgabe

Erster Band.



Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1867.

Inhalt.

Seite
Vini Malacensis — uncias quatuor 1
Des Uhrmachers Töchterlein 27
Die Eiche 41
Lebensgeschichte eines Heirathsantrages 53
Aus dem Theaterleben 87
Zwei Bälle 207
Die „Mode“ als Eheprokurator 239

Vini Malacensis — uncias quatuor.



I.

Etwas Schöneres als einen Juristenball gab es vor zehn, zwölf Jahren in Prag gar nicht. Alle jungen Frauen, welche Gelegenheit hatten, die vormärzlichen Juristenbälle mitzumachen, werden mir das bezeugen. Welche Auszeichnung war es, zum Juristenball geladen zu sein, welche gewählte Toilette machte man jeden Morgen in feinen Familien, um nicht im Negligé von den Ballausschüssen überrascht zu werden! Welche Anstrengungen wurden von allen Seiten gemacht, um auf die Listen der Wahlfähigen zu kommen, wie liefen die Herren umher, um die Einladung ihrer Herzensdamen durchzusetzen, und wie antichambrirten die Juristen selbst bei ihren glücklichen Collegen, welche im Juristenballcomité saßen, um diese oder jene befreundete Familie auf die Liste zu bringen! Man wurde nicht müde sich lange

nachher mit Anekdoten zu unterhalten, wie diese oder jene Dame im Comité in Vorschlag gebracht worden, aber nicht die nothwendige Unterstützung gefunden habe, so daß der Antrag, sie einzuladen, in der Minorität blieb. Und lange nach dem Balle war es noch Tagesgespräch, daß der elegante Doktor N. N. aus dem Saale gewiesen worden, weil er es gewagt habe, im braunen Fracke, wenn auch vom neuesten Zuschnitte, zu erscheinen.

Aber derselbe Juristenball, der die Pulse der lebenslustigen Damenwelt höher schlagen machte, war in der Regel sehr verhängnißvoll für die Herren. Eine unglückliche Fügung wollte es, daß die Juristenbälle immer mit den Semestralprüfungen zusammenfielen, welche damals in Oesterreich noch an der Tagesordnung waren. Wie vertrug sich aber das Studium der Pandekten mit dem Juristenball, wie reimten sich die 1502 Paragraphe des bürgerlichen Gesetzbuches mit den 1500 prächtigen Augenpaaren im Sofiensaale, wie vereinbarte sich der Kriminalkodex mit den verpönten Uebertretungen, nicht im braunen Fracke und nicht zu Fuß zu erscheinen? Gab es einen Zusammenhang zwischen dem Naturrechte und der

Ballkonvenienz, zwischen der Gerichtsordnung und der Tanzordnung? Konnte man Politik studiren, wenn Einen ein Paar Raketenaugen jeden Augenblick außer Fassung brachten?

So kam es, daß der Juristenball an so mancher schlechten Klasse Schuld war, die ohne ihn kaum zur Anwendung gekommen wäre. Insbesondere den Mitgliedern des Juristenballcomités, den sogenannten Ballausschüssen, erging es schlecht im Examen. Die Professoren hatten ein väterlich strenges Augenmerk auf sie und Niemand stand dem „Petschirtwerden" näher als ein Ausschuß.

Ein solcher war ich nun eben nicht, aber ich hatte doch die leicht verzeihliche Sünde begangen, mich mit dem Juristenball mehr zu befassen als mit der Kameralistik, aus welcher ich zwei Tage nach dem Balle das Examen ablegen sollte.

Ja, wenn die Kameralistik eben nichts anderes gewesen wäre, als die Wissenschaft, welche man nennt: die Kameralistik, wie sie ein bekannter Professor, der schon lang zu den Seligen zählt, vom Katheder herab zu definiren pflegte, so wäre es gegangen. Aber die Kameralistik bestand zufällig aus vier starken Bänden, zweihundert Explikations-

bögen gar nicht mit eingerechnet, und so ging es nicht, und zwar um so weniger, weil ich all meine disponible Zeit dem römischen Rechte zugewandt hatte, um da wenigstens einem Schiffbruche zu entgehen.

Es war ein stürmischer Februartag, als ein Freund athemlos und verstört auf mein Zimmer stürzte und mir mittheilte, er sei eben aus der Kameralistik „petschirt" worden. Die Nachricht war keineswegs geeignet, meinen Muth zu erhöhen, denn das Schicksal, welches meinen Freund aus dem F. früh ereilt hatte, wartete meiner am Nachmittag. Nach dem F. kommt das G. daran: so wollte es die unerbittliche Katalogs- und Prüfungsordnung.

Ich ließ mir von dem „F." die Fragen hersagen, die er bekommen hatte, und als ich sah, daß ich keine derselben zu beantworten im Stande gewesen wäre, warf ich einen schmerzlich-ahnungsvollen Blick auf die vor mir liegenden vier Bände der Zoll- und Monopolsordnung, davon vierthalb bis zur Stunde für mich in ein undurchdringliches Geheimnißdunkel gehüllt waren.

„Hätte ich nur meiner inneren Stimme gefolgt,

die mich antrieb, mir ein Krankheitszeugniß zu verschaffen!" jammerte mein bedauernswerthes F. „Und ich hätte es so leicht haben können!"

Ein rettender Gedanke zuckte mir durch den Kopf. Ungestüm rief ich:

„Wenn Dich schon das Verhängniß zermalmt hat, so rette wenigstens mich! Ein Krankheitszeugniß — ja, das ist das rechte Wort! Du sagtest eben, Du hättest Dir es leicht verschaffen können — sprich, woher, von wem, und wenn Du den edlen Retter in der Noth kennst und Einfluß auf ihn hast, so führe mich zu ihm — die Götter werden Dir's danken!"

Es zeigte sich nun, daß mein Freund aus dem F. im allgemeinen Krankenhause bei einem Beamten Lektionen gab und dort die Bekanntschaft eines jungen Sekundärarztes gemacht habe, der zwar für gewöhnlich keine Krankheitszeugnisse ausstellte, in einem Ausnahmsfalle einem Bekannten gegenüber aber gewiß nicht unerbittlich gewesen wäre.

Eine Viertelstunde später waren wir auf dem Wege nach dem Krankenhause, und nachdem uns einigemal das Glatteis zu Fall gebracht hatte, standen wir vor der Zelle des Sekundärarztes

Doktor Serboni. Ein junger, hübscher Mann mit feinen intelligenten Zügen trat uns entgegen. Mein Freund aus dem F., von Natur aus schüchtern, stammelte etwas Unzusammenhängendes von Appellation an das Menschlichkeitsgefühl, von Rettung durch ein Krankheitszeugniß — von Prüfung, und Nichtsgelernthaben. Ich brachte Licht in das Unzusammenhängende seiner Mittheilungen und schloß mit einer beredten Ansprache, die den Doktor sichtlich gerührt haben mußte, denn er sagte jetzt lächelnd:

„Ein Krankheitszeugniß brauchen Sie also — hm — ich habe noch keines ausgestellt!“

„Um so besser!“ wandte ich ein. „Es wird dann um so mehr Credit haben!“

„Aber was könnten wir denn hineinsetzen?“

„Ich habe vor eilf Jahren eine Lungenentzündung gehabt!“ antwortete ich zuversichtlich.

„Vor eilf Jahren — hm — das ist etwas lange her!“

„Aber es ist ein Exsudat zurückgeblieben!“ meinte ich wichtig.

„Sollte das noch nicht aufgesogen sein?“ lächelte der Doktor. „Aber wie dem auch sei — ei —

ich habe sie eben hüsteln gehört — nun ist's gut — das Exsudat scheint also doch noch nicht aufgesogen! Nehmen Sie Platz!"

Wer beschreibt meine frohe Stimmung, als ich sah, daß sich der Doktor an seinen eichenen Schreibtisch setzte, die Feder zur Hand nahm und einen Stempelbogen zu beschreiben anfing. Ich konnte es kaum erwarten, bis er sein „Dr. Serboni" daruntersetzte, das Siegel aufdrückte, und so hastig griff ich nach dem Bogen, daß der Schreibtisch, unsanft berührt, zu wanken anfing.

Serboni streckte hastig und dem Anscheine nach erschreckt die Hand nach einem kleinen Fläschchen aus, welches neben einigen Büchern und Schriften als einziges Möbel auf dem Schreibtische stand.

Es gelang Serboni das Fläschchen zu retten und es sanft hinstellend sagte er lächelnd:

„Sie hätten da bald ein schönes Unglück angerichtet! Wenn Sie mir das Fläschchen zertrümmert hätten, würden Sie mich um mein ganzes mütterliches Erbtheil gebracht haben!"

Ich sah das Fläschchen aufmerksam an, vermochte aber nichts Besonderes daran zu entdecken.

Als ich es aufhob, sah ich, daß ein Papierstreifen darunter lag, der schon ziemlich vergilbt war. Er hatte die Form eines Rezeptes und enthielt Folgendes:

Krankenpost 27. Zahl 71.

Arzneivorschrift

für: Franz Serboni,
wohnhaft: Kinderspital.
Krankheitsform: *Scroph.*

	Kostenbetrag	
	fl.	kr.
℞ *Vini Malacensis uncias quatuor*	1.	12.
2 Eßlöffel täglich.		
N. am 18./3. 1823.		
Dr. P . . .		

Serboni sah, daß mich das Rezept und das Fläschchen interessirten, und er sagte:

„Diesem Zettel und diesem Fläschchen verdanke ich mein Leben! Hätte mir der Armendoktor keinen Malaga verschrieben, könnte ich Ihnen heute kein Krankheitszeugniß ausstellen!“

„Gesegnet sei der Malaga!“ rief ich pathetisch.

„Meine Mutter hat den Doktor, der dieses Rezept geschrieben, oft gesegnet!“ sagte Serboni ernst. „Ich war ihre einzige Freude, ermessen Sie, was das bei armen Leuten zu bedeuten hat. Mein Vater war ein italienischer Gypsarbeiter und ernährte sich kümmerlich auf deutschem Boden, auf den ihn der Zufall verschlagen. Ich kam auf die Welt, um meinen Eltern im Anfang wenig Freude zu bereiten. Ich hatte in der feuchten, kalten Wohnung die Krankheit armer Kinder eingesogen — ohne frische Luft, ohne kräftige Nahrung war ich verloren. Der Aufenthalt in der Höhle, in welcher meine Eltern wohnten, war gleichbedeutend mit einem langsamen Sterben für mich. Da brachte meine Mutter in Erfahrung, daß der Doktor P. ein kleines Asyl für

arme, kranke Kinder gestiftet, das er zumeist aus eigenen Mitteln unterhielt. Er hatte in einem freigelegenen Hause drei Zimmer zu ebener Erde gemiethet, die auf einen Garten herausgingen. In diesen drei Zimmern standen sechs Bettchen, die immer mit kleinen Geschöpfen bevölkert waren, die schon früh mit dem harten Leben abzurechnen anfingen.

Meine Mutter trug mich zu dem Doktor und das Glück wollte, daß ein Bettchen unbesetzt war. Ich konnte es einnehmen und blieb fast ein Jahr in dem Hause. Alle Tage trat der Doktor an mein Bett und lächelte mich an, — auch meine Mutter kam alle Tage mich zu sehen und zu küssen. Allmählich verschwanden die Medikamente von meinem Tische und dieses Fläschchen trat an ihre Stelle. Es wurde wohl vierzigmal gefüllt während meiner Rekonvalescenz. Jeden vierten Tag ging das Papier in die Apotheke und kam mit Vini Malacensis uncias quatuor gefüllt zurück. Wie der Malaga das arme Kind kräftigte und stärkte! Bald konnte es sich auf dem Rasen im Garten herumtummeln, während seine Mutter, unter Thränen lächelnd, mit gefalteten Händen

dastand und betete, und Gott und dem Doktor dankte.

Als ich genesen aus dem Kinderasyle schied, erbat sich meine Mutter das Fläschchen und das Rezept als greifbares Andenken an die Rettung ihres Kindes. Sie hielt beides hoch über Alles, und als sie starb, war es das einzige, was sie mir hinterlassen konnte. Ich halte es heilig als ihr Erbe — aus dem Glase lächelt mir ihr Antlitz entgegen, wie sich zuweilen die Schriftzüge des Rezeptes mit den sanften Zügen des Doktors vermischen, der es geschrieben. Da haben Sie die Geschichte dieses Fläschchens, welches ich gehütet habe wie meinen Augapfel — wie es der einzige Schatz meiner Mutter gewesen, so ist es auch fast meine einzige Habe — denn ein Sekundärarzt mit zwanzig Gulden monatlich, sechs Geviertschuhen Raum zum Wohnen, anderthalb Klaftern Holz und zwölf Pfund Unschlittkerzen kann nicht viel vor sich bringen!"

Mir hatte sich das Auge gefeuchtet, als ich Serboni in schlichter Rede von dem Fläschchen erzählen hörte. Mit ehrfurchtsvoller Scheu legte ich das Rezept hin, stellte vorsichtig das Fläsch-

chen darauf und noch lange blieb mir das letztere im Gedächtniß, bis die Erinnerung daran auch endlich in den tiefen Strom des Vergessens versank.

II.

Jahre waren vergangen und ich hatte seither manches strenge Examen glücklich bestanden. Zuletzt hatte ich sechs Wochen lang in den Tyroler Bergen gelebt, einsam, jedem geselligen Verkehr entsagend, ein Buch Papier vor mir, die Feder in der Hand. Wenn ich müde war vom Arbeiten, so ging ich durch die Weinberge, ruhte unter dem blühenden Schattendache der Kastanie und sah der Feige zu, wie sie wild aus dem saftigen Boden schoß, von einer warmen, weichen Luft geküßt. Und in einem Handumdrehen war aus dem weißen Buch Papier ein beschriebenes Buch geworden, ich konnte das Dintenfaß ausschütten, und einen kleinen Erholungsspaziergang durch Deutschland machen.

Eine größere Stadt Mitteldeutschlands zog mich durch ihr alterthümliches Gepräge besonders an und ich beschloß sie nicht blos im Vorüber-

fluge zu streifen, sondern ihr einen, vielleicht auch zwei Tage zu widmen. Rasch wurde Vater Bädeckers Rath eingeholt und der Mittag fand mich an der Table d'hôte des Gasthofes, welchen das rothe Buch als besonders empfehlenswerth signalisirt hatte.

Ich kam neben einen jungen Mann von ungemein interessantem Aussehen zu sitzen, der Doktor genannt wurde. Der Wirth, der den Doktor mit besonderer Auszeichnung behandelte, griff in der Titulatur noch höher und einmal hörte ich ganz deutlich, wie er meinen Nebenmann mit „Herr Hofrath" anredete.

Der Hofrath schien ein Einheimischer zu sein, und sogar etwas von dem in der Stadt üblichen Dialekt angenommen zu haben. Sein Antlitz war von einem dichten, rabenschwarzen und seidenweichen Bart umrahmt, und seine Züge hatten einen mild freundlichen Ausdruck, wie auch seine ganze Redeweise sanft und einnehmend war. Einen Augenblick kam es mir vor, als ob ich dieses Gesicht schon einmal gesehen haben müßte, aber als ich eine Weile gegrübelt und nachgesonnen hatte, ohne zu irgend einem Resultate zu gelangen, gab

ich weitere Forschungen auf, umsomehr als die materiellen Genüsse, welche die gutbesetzte Tafel bot, dem Nachdenken nicht besonders förderlich waren.

Während einer Tischpause traf es sich, daß der Wirth zu mir trat, und mir die Legitimationskarte einhändigte, die ich ihm wegen Ausfüllung des Fremdenbuches kurz zuvor übergeben hatte.

Die Karte war in einem Bogen Papier eingewickelt, der beschrieben war. Ich legte sie, ohne an etwas zu denken, neben mein Couvert und zwar gegen die Seite hin, auf welcher der Hofrath saß.

Der sah das Papier an, und es kam mir vor, als ob er darnach greifen wollte. Schon hatte er die Hand ausgestreckt — da mochte er sich besinnen und griff, während ein eigenthümliches Lächeln um seine Lippen spielte, nach dem Salzfaß. Ich hatte mich also wohl geirrt, als ich wahrzunehmen geglaubt, daß ihn das Papier, in welches die Paßkarte gehüllt war, interessirt habe. Was konnte ihm auch an dem harmlosen Papier liegen — war es doch nur eines jener vielen Krankheitszeugnisse, die sich während der langen Studien-

und der darauf folgenden Dienstzeit auf meinem Schreibtische angesammelt hatten. Da jedes Jahr einen Sommer brachte, jeder Sommer in's Land hinaus lockte, dem Lockrufe ohne Urlaub nicht gefolgt werden konnte, der Urlaub aber von dem Nachweise einer Krankheit abhing, der Krankheitsbeweis aber nur durch ein Krankheitszeugniß geführt werden konnte, so hatte sich eine erkleckliche Anzahl solcher gestempelten und gesiegelten Testimonien auf meinem Schreibtische angesammelt, unter denen ich zuweilen aufräumte, indem ich sie benützte besonders wichtige Dokumente mit ihnen zu umhüllen. Dadurch hielt ich mir diese freundlichen Vermittler heiterer Urlaubszeiten und überwundener Prüfungskalamitäten immer vor dem Auge.

Der Hofrath war, während er sich früher zumeist mit seinen Bekannten unterhalten hatte, nun sichtlich bemüht, mit mir ein Gespräch anzuknüpfen. Er entwickelte eine fesselnde Liebenswürdigkeit, holte mich aus wie lange ich mich im Orte aufzuhalten gedenke und bot sich endlich an, mir diese und jene Merkwürdigkeiten zu zeigen, wenn ich mich seiner Führerschaft anvertrauen wolle.

Ich nahm seinen freundlichen Antrag mit eben so viel Dank als Ueberraschung an und erfuhr zu meinem Vergnügen, daß er mehr als eine Phrase wahr. Mein freundlicher Cicerone wich den ganzen Nachmittag über nicht von meiner Seite. Er führte mich in Anstalten, die sonst zu diesen Stunden geschlossen zu sein pflegten. Aber es hatte den Anschein, als ob vor meinem Begleiter alle Riegel sprängen und alle Schlösser sich aufthäten. Sein Erscheinen genügte, um uns überall die willfährigste Aufnahme, die instruktivste Begleitung zu vermitteln. Wir durchstreiften zuletzt auch die Promenaden und kamen, die Wälle entlang gehend, zu dem Stadttheile, der die Humanitätsanstalten enthielt. Der Doktor war mein Geleitsmann in den Krankensälen, wurde nicht müde, mir die anatomischen Präparate zu zeigen und zu erklären und ließ mich schlüßlich in die Zellen des Irrenhauses blicken.

Als wir die Melancholie und die Tobsucht hinter uns hatten, sagte er leicht hin:

„Es wäre da noch eine Anstalt, nur weiß ich nicht, ob Sie sich für dieselbe interessiren werden. Aber wir haben nur wenige Schritte nach dem

Kinderasyl und so können Sie den Gang immerhin wagen!“

Ich folgte meinem Führer und wir hielten nach kurzem Wege vor einem stattlichen hohen Hause, das ziemlich frei stand und einen großen Garten hatte. Das Gebäude machte auf den Beschauer den freundlichsten Eindruck. Es glänzte von Außen wie im Innern in fast niederländischer Sauberkeit. Die meisten Fenster waren in ihren obersten Scheiben geöffnet und ließen der frischen Luft freien Zutritt.

Ein Lokal auf ebener Erde wimmelte von Leuten. Es waren meistens Frauen aus dem Volke da, davon eine jede ein Kind auf dem Arme hatte. Die Kinder alle waren recht still und traurig, ihre Augen glänzten nicht so, wie sonst frische Kinderaugen zu blitzen pflegen. Die Köpfchen der meisten fielen müd auf die Schultern hinab und auch die Mütter sahen recht trüb und traurig darein. Mitten in dem Schwarme stand ein junger Mann und sah sich ein Kind nach dem andern an, nahm hier einen Papierstreifen aus der Hand der Mutter, ließ sich dort eine Krankheitsgeschichte erzählen und setzte sich dann hin, flüchtig ein Rezept zu schreiben.

Ach, es waren arme, kranke Kinder, welche die Mütter mit beklommenen Herzen hertrugen. Hier winkte ihnen Rettung und Genesung, von hier trugen sie die Hoffnung mit sich fort, die sie zu Hause fast verließ.

Mein Führer sah mit einem Blicke voll schmerzlicher Theilnahme auf das Gewimmel, das den jugendlichen Ordinarius umgab. Dieser hatte jetzt auch den Hofrath erblickt und wollte sich durch die Schaar der harrenden Frauen zu ihm Bahn brechen, als ihm dieser durch eine Handbewegung empfahl zu bleiben und in seiner Ordination fortzufahren.

In diesem Augenblicke fuhr eine Droschke vor dem Kinderasyle vor, und eine arme Frau, die in Thränen schwamm, stieg aus. Auch sie hatte ein Kind auf dem Arme, aber es regte sich kaum. Die Frau schien meinen Führer zu kennen, sie nahte sich ihm ehrerbietig und sagte gegen ihre Thränen ankämpfend:

„Ach Herr Doktor, mit meinem armen Jungen wird's alle Tage schlechter — bisher ging's wohl mit der häuslichen Behandlung, aber jetzt —"

Die arme Frau brach ab, als wagte sie nicht,

den angefangenen Satz zu vollenden und ihrem Wunsche Ausdruck zu geben.

„Aber jetzt möchten Sie gern den armen Kleinen im Kinderspital untergebracht sehen!“ nahm mein Führer den abgebrochenen Faden der Rede leutselig auf, sah das Kind an, machte ein recht ernstes Gesicht, ging dann auf die Aufnahmskanzlei zu, und fragte den Ordinarius:

„Haben wir ein Bettchen frei, Herr Assistent?“

„Eines ist eben frei geworden!“

„Dann vergessen Sie nicht auf diesen Kleinen“ empfahl der Hofrath den Patienten dem Ordinarius, entzog sich den Danksagungen der Mutter und trat, mich beim Arme nehmend, in das Haus, indem er düster ein „meningitis tuberculosa — armer Junge!“ vor sich hinmurmelte.

Und nun ging es die Treppe hinauf, durch luftige, große Säle, in denen Bettchen neben Bettchen stand, und nicht anders war es, als ob die Erscheinung des freundlichen Mannes Alles in eine gewisse freudige Aufregung versetzte. Die Kinder schienen ihn recht gut zu kennen, hier streckten sich ihm zwei Händchen entgegen, dort trat ihm auf abgezehrten Zügen ein Lächeln entgegen, hier

begrüßte ihn der laute Jubel neu auflebender Rekonvaleszenten. Der Hofrath selbst schien sich ganz heimisch unter den Kindern zu fühlen, er lachte und schäkerte mit ihnen, hob sie in die Höhe und spielte mit ihnen.

Im Rekonvaleszentenzimmer kam ein noch recht blaß aussehender Knabe auf ihn zugeeilt. Der Doktor nahm ihn bei der Hand und fragte gutmüthig:

„Warst wohl im Garten, Friedrich?“

„Es ist so schön in der Sonne!“ antwortete der Kleine.

„Hast Recht, Junge — es steht nicht umsonst auf dem Ischler Badehause geschrieben: In sole et sale omnia consistunt. Aber trotz der Sonne dürfen wir doch auch den Wein nicht vergessen. Was macht unser Fläschchen?“

„Ei, das ist leer!“ sagte der Knabe mit einem treuherzigen Lächeln.

„Das darf bei Leibe nicht leer sein!“ lächelte der Doktor. „Da muß ich doch gleich ein „Fläschchen füll dich“ sprechen oder schreiben!“

Und der Doktor trat an einen Tisch, schnitt sich aus einem Bogen Papier einen Streifen heraus und beschrieb ihn. Ich sah zufällig hin und las:

Rec:

Vini Malacensis

uncias —

Weiter kam ich nicht im Lesen — mir ging mit einem Male ein Licht auf — ich sah den Doktor an und wußte plötzlich, warum mir seine Züge an der Table d'hôte so bekannt vorkamen.

„Sie sind der Doktor Serboni!" rief ich überrascht.

Der Doktor antwortete mit einem feinen Lächeln und meinte:

„Richtig! Da sind wir sechs Stunden mit einander herumgegangen und ich habe vergessen mich Ihnen vorzustellen. Ich bin Doktor Serboni — Direktor der hiesigen Krankenanstalten!"

„Der Hofrath Serboni, der zu den ersten medizinischen Autoritäten zählt!" rief ich lebhaft.

„Und den ein Krankheitszeugniß heute recht lebhaft an das schöne Prag erinnerte — an die kleine Zelle, die der Sekundärarzt Serboni im dortigen Spital inne hatte!" unterbrach mich Serboni lächelnd.

„Ein Krankheitszeugniß?" warf ich überrascht ein.

„Ja doch — ein Krankheitszeugniß! Greifen Sie in Ihre Tasche — Sie werden es darin finden!“

Wieder ging mir ein Licht auf — ich wußte plötzlich, warum mein Nachbar an der Gasttafel nach dem Papiere gelangt hatte, in welches meine Paßkarte eingewickelt war. Ich zog diese heraus — richtig — da stand das Lungenexsudat vom Jahre 1846, das noch nicht aufgesogen war, und darunter ein Dr. Serboni.

„Wenn man in seinem Leben nur ein Krankheitszeugniß ausgestellt hat, so bleibt es einem in der Erinnerung und man erkennt es leicht wieder!“ lachte Serboni.

Er nahm mich unter den Arm, führte mich die Treppen hinab und lud mich ein, mit ihm in seine Wohnung zu kommen, welche nur einige Schritte entfernt war.

Als er die Glocke bei seinem Hause zog, kehrte ich mich zufällig um und mein Auge haftete auf dem stattlichen Bau des Kinderspitals, der gerade gegenüber lag. Die Sonne warf im Scheiden ihre letzten, matten Blitze auf die Fenster desselben, daß diese in allen Farben spielten.

„Und dieses Kinderspital?“ fragte ich unwillkürlich.

„Habe ich mir zum Privatvergnügen errichtet!“ antwortete der Doktor unbefangen, indem wir die Treppe zur ersten Etage hinauf stiegen. „Ich glaube, ich habe Ihnen von dem Malaga erzählt, der mir das Leben erhalten, mich gerettet hat — als mich nun das Glück so wunderbar geführt hatte, daß ich glücklich mitten im Ueberflusse stand, da wollte es mir nicht aus dem Kopf gehen, daß der Malaga so theuer, so unerschwinglich für arme Kinder sei. Und aus diesem steten Denken an den Malaga bildete sich langsam das Kinderspital heraus.“

Wir standen im Zimmer des Doktors — vor des Letzteren Schreibtische. Mein Auge streifte denselben und blieb auf einem kleinen Fläschchen haften, unter welchem ein vergilbter Papierstreifen lag, auf dem mit verblaßter Tinte stand:

Rec: Vini Malacensis uncias quatuor!



Des Uhrmachers Töchterlein.

Ein Geschichtchen, wie es oft passirt.



Sie war die Freude und der Stolz ihrer Eltern.

Der Vater war ein armer Uhrmacher. Er war zuerst in einer kleinen Landstadt Meister gewesen. Aber was fragen die Leute am Lande darnach wie viel es geschlagen hat? Ihre Geschäfte wickeln sich da so mechanisch ab, und sie haben so viel überflüssige Zeit, daß es gar nicht darauf ankommt, ob die Uhr einige Minuten zu früh oder zu spät, oder gar nicht geht. Meister Anselm glaubte, in der Hauptstadt müsse das ganz anders sein, da gebe es Millionen von Uhren, die alle haarscharf gehen müssen und er beschloß dahin zu übersiedeln. Was er nicht bedacht hatte, war, daß sich in die Reparaturen, nach welchen die Uhren der Hauptstadt dürsteten, hundert Uhrmacher theilten, während er im kleinen Städtchen der Einzige seines Zeichens gewesen war, und daß sich diese hundert Uhrmacher

der Stadt zu einem Schutz- und Trutzbündniß verschworen zu haben schienen, um jedem Neuling das Meisterwerden auf's Aeußerste zu erschweren.

Meister Anselm mußte die wenigen Gulden, die er vom Lande mitgebracht, zusetzen, ehe er durch das Nadelöhr der Meisterprobe schlüpfte. Aber dann war er Uhrmacher in der Hauptstadt — auf das Bewußtsein hin ließ sich schon hungern.

Und sie hungerten redlich. Er saß den ganzen Tag und die halbe Nacht angeschmiedet an der Arbeit, um morschen Werken neue Lebenskraft einzuhauchen. Sein Weib hütete die vier Kinder, davon drei in der Häßlichkeit mit einander wetteiferten. Das vierte aber war ein gelungen Werk — Anselm nannte es mit Stolz seinen Anker, auf die hohe Stellung anspielend, welche die Ankeruhren im Gebiete der Uhrmacherkunst einnehmen. Die drei anderen Sprößlinge nannte er schlechtweg „Spindeln", sie gleichsam so niedrig taxirend wie die Spindeluhren gewöhnlichen Schlages.

Veronika war ein zartes, feines Wesen, das eigentlich in die dürftige Stube des Uhrmachers nicht paßte. Wir nannten sie die Freude und den Stolz ihrer Eltern — aber sie war auch ihre

Sorge. Sie war zu schön und zu schwach für die Arbeit. Auf ihrem blassen Gesichte lag es geschrieben wie ein Wink, daß sie Schonung brauche. Wie kann sich aber das Kind eines armen Handwerkers schonen? Es mußte arbeiten — es galt nur eben, ihm die mindest anstrengende Arbeit in die Hand zu geben.

Da kam der Mutter plötzlich ein sonnenheller Gedanke. Wozu gab es so viele Köpfe in der Welt, als daß sie zugerichtet würden? Konnte es eine leichtere Arbeit für Veronika geben, als die zierlichen Köpfe schöner Frauen und Mädchen in Ordnung zu bringen? Das strengte nicht an, wurde gut bezahlt, war eine Beschäftigung feinerer Gattung und konnte zu nützlichen Verbindungen und Bekanntschaften führen.

Der ganzen Familie fiel ein Stein vom Herzen, als es beschlossene Sache war, daß Veronika den Friseuren Konkurrenz machen sollte. Veronika war jetzt nicht mehr die Sorge — sie war nun der Stolz und die Freude ihrer Eltern.

O, daß er gerade in's Haus kommen mußte! Daß Meister Anselm den Gedanken haben mußte,

die Arbeits- und Wohnstube durch eine Bretterverschalung in zwei Partieen zu theilen, und die kleinere, die sich nur eines Fensters zu erfreuen hatte, an einen jungen Menschen zu vermiethen! Es geschah freilich in bester Absicht, um der Familie monatlich einige Gulden zuzuführen — aber es war nicht wohlbedacht, nicht wohlgethan!

Wäre Veronika häßlich gewesen, dann wäre es immerhin gegangen. So aber war's ein gefährlich Ding. Der Zimmerherr war wohl ein feiner, gesetzter junger Mann; er hatte die Jura absolvirt und bereitete sich auf die strengen Doktorprüfungen vor — aber auch wenn man strenge Prüfungen macht, bleibt einem noch genug Zeit, um der Schönheit gegenüber nicht den Allzustrengen und Spröden zu spielen. Es giebt Dämmerungsstunden, wo man die Gesetzbücher aufgeschlagen liegen läßt und in die Nebenstube tritt, um ein traulich Wörtchen zu plaudern. Es geht alles in Ehren zu — am Fenster sitzt beim Arbeitstisch der Vater des Mädchens und nimmt Theil am Gespräche. Im Winkel kauern die kleineren Geschwister, und der Mutter Erzählung von dem geheimnißvollen Manne den sie „hm — hm" tauft,

hält sie in Schach. Wie das Gespräch so auf- und niederwogt, nähert man sich allmählig dem Mädchen, auf dem der Blick schon oft mit Wohlgefallen ruhte — man steht neben ihr, fühlt ihres Athems Nähe, ergreift ihre Hand, wird nicht zurückgewiesen, küßt die Hand, die man einmal hat, streift endlich im kühnen Wagen von der Hand zu den Lippen ab, und elektrisch zuckt es hinüber, daß ein Zurückweisen auch da nicht möglich. Mag der Vater jetzt immerhin Licht machen — es ist zu spät, der Kuß ist getauscht — er bleibt vielleicht der einzige, aber er hat eine Knospe erschlossen, er hat Träume von Liebe wachgerufen in einem fünfzehnjährigen Köpfchen, dem diese Träume besser noch fremd geblieben wären, er hat — aber wozu das Unglück detailliren? Es ist da!

Sie wagte kaum ihn anzusehen. So oft sie sich von seinem Blicke gestreift glaubte, schlug sie verschämt ihre Augen zu Boden — und er machte es ihr doch so leicht! Er sah sie wenig an, wich ihr aus, denn er bereute die Uebereilung, nahm sich vor, sich nicht zum zweitenmale hinreißen zu

lassen und über den ersten Kuß Gras wachsen zu lassen. Gleichgiltig als ob nichts vorgefallen wäre, ging er an ihr vorüber und ohne die Sache weiter zu berühren schied er aus dem Hause, als er wenige Wochen darauf eine Stelle als Hofmeister erhielt, die ihn plötzlich der Armuth entrückte und in glänzende Kreise führte.

Als er seine wenigen Sachen zusammenpackte, stand sie da, drängte die Thränen zurück und leise nur zitterte durch ihr Innerstes die Frage: ob er wohl kommen wird — mich an den Kuß zu mahnen?

Aber er kam nicht. Er reichte Allen die Hand — er reichte sie auch ihr — dankte ihr für ihre Freundlichkeit, bat sie, sich zuweilen seiner zu erinnern — dann ging er.

Und mit ihm ging all ihr Glück, all ihr Hoffen — ihres Lebens ganze Freude.

Sie weinte nicht — sie suchte Erholung in der Arbeit. Die Eltern hatten einen Schatz an ihr, ihre emsige Hand war ihnen ein unerschöpfliches „Tischlein deck dich!“ Veronika wurde gesucht, der Fasching besonders gestaltete sich für sie zu einer Goldernte. Sie wußte die Haare so

wunderschön zu verschlingen, daß man sie den renommirtesten Friseuren der Stadt vorzog.

Daß sie bei all ihrer Emsigkeit immer gleich still und traurig war — darum kümmerte sich Niemand. Höchstens, daß diese oder jene Dame, wenn Veronika nach verrichteter Arbeit ging, mit theilnehmendem Achselzucken sagte: Das Mädchen muß krank sein.

Zwei Jahre vergingen. Der Carneval war wieder da und Veronika flog von Haus zu Haus. Heute sollte sie das Haus einer neuen Kundschaft zum erstenmal besuchen. Eine Dame, welche Veronika seit Jahren bediente, hatte sie der Hofräthin X... empfohlen. Der Kopf des Fräuleins X... sollte unter Veronikas Händen zu einem Musterexemplar einer Ballfrisur sich gestalten.

Es dämmerte als Veronika das Haus der Hofräthin betrat. Sie brauchte nicht zu läuten, denn sie fand die Thür offen. Sie durchschritt das Vorzimmer, — da war es ihr, als ob sie durch die Glasthür ein weißes Kleid schimmern sähe — leise trat sie näher, um schon im nächsten Augenblick erstarrt stehen zu bleiben — die Erinnerung an einen Augenblick des Glückes wir-

belte ihr durch den Kopf — sie sah sich umspannt von zwei starken Armen, sie fühlte einen Kuß auf ihrer Lippe — dann fröstelte es sie wieder — es war ja nur eine Erinnerung gewesen — vor ihren Augen aber lehnte ein schönes Mädchen in weißem Kleide — der Arm eines Mannes umspannte den weißen Nacken — die Wangen streiften, die Lippen berührten sich — da trat ein Lichtblitz dazwischen — die Hofräthin erschien mit einer Lampe in der Hand und mahnte die Tochter, daß es Zeit sei die Vorbereitungen zum Balle zu treffen.

Veronika faßte sich und drängte ihre Gefühle zurück. Sie machte sich bemerkbar; der junge Mann dessen Züge sie bisher nicht zu unterscheiden vermochte, wandte ihr sein Gesicht zu — sie erbebte, denn vor ihr stand er, der ihre erste und einzige Liebe gewesen, der sie nur einmal geküßt, um sie dann zu verschmähen.

Sie fühlte, wie es ihr kalt wurde um's Herz — wie sich das Blut in die innersten Winkel verkroch — sie sah, wie er kalt und gleichgiltig grüßte, als ob er sie nie gesehen — sie hörte, wie die Hofrathstochter ihr in's Ohr raunte: Kommen Sie, liebes Kind, und schmücken Sie mich

recht schön — mein Bräutigam, Doktor M... geht mit uns auf den Ball, — und es ist der letzte Ball, den ich als Mädchen mitmache. In acht Tagen ist wieder Ball — aber bis dahin bin ich schon Frau — Frau Doktorin M. — seine Frau!

„Es thut mir leid, Herr Anselm — aber ich habe einen Pfändungsauftrag!“ sagte der Amtsvollzieher im Eintreten. „Sie sind die zweite Erwerbsteuerhälfte schuldig — drei Gulden in Summa sammt Zuschlägen!“

„Wären Sie früher gekommen, hätte ich Ihnen die drei Gulden geben können — jetzt habe ich sie hier angelegt!“ entgegnete der Uhrmacher Anselm düster, indem er die Thür zu dem Cabinete öffnete, in welchem einst der Candidat gewohnt, und auf einen Sarg zeigte, auf dem ein Kranz von weißen Rosen lag.

„Es thut mir leid, daß ich zu so böser Stunde in Ihr Haus einbrach!“ entschuldigte sich der Amtsvollzieher mit bewegter Stimme. „Habe keine Ahnung gehabt, daß Ihnen Jemand gestorben ist

— ich sah wohl den Todtenwagen vor der Thür, ließ mir aber nicht träumen, daß das Unglück Sie betreffe. Wen betrauern Sie, lieber Meister?“

„Eine Tochter von kaum achtzehn Jahren — ein Mädchen, das unser Stolz und unsere Freude war, das uns halb ernährte! Nun Sie können ja ihren Werth für uns am besten daraus entnehmen, daß Sie nie mit einer Pfändung in unser Haus zu fallen bemüssigt waren, so lange Veronika lebte. Jetzt ist sie todt — jetzt werden Sie öfter hier vorsprechen! Jetzt wird es uns schlecht ergehen!“

„Aber wie ist denn das gekommen? Was hat dem Mädchen gefehlt?“

„Sie fragen mich zu viel! Ich weiß nichts, als daß sie vor sechs Tagen von der Hofräthin X.., deren Tochter sie zum Balle frisirt, halb todt zurückkam. Sie hielt sich kaum aufrecht, ein wildes Fieber schüttelte sie, wir brachten sie zu Bett, aber kaum war sie darin, so stellte sich ein Anfall von Blutsturz ein, der sich innerhalb drei Tagen fünfmal mit entsetzlicher Heftigkeit wiederholte. Alle ärztliche Hilfe war vergebens

— der letzte Anfall von vorgestern machte sie in unseren Armen zu einer Leiche."

Der Amtsvollzieher entfernte sich gerührt, nachdem er dem Uhrmacher stumm die Hand gedrückt — einige junge Leute, die sich im Trauerhause eingefunden hatten, Gesellen der Zunft, der Anselm angehörte, nahmen den Sarg auf ihre Schultern; als sich der Leichenzug dahin bewegte durch die enge Gasse, trieb der kalte Nordwind sein Spiel mit den weißen Rosen des Kranzes und dem langen weißen Seidenbande, das von dem Kranze hinabflatterte.

Als der Leichenzug an die Mündung der Straße kam, mußte er stillhalten — denn die breite Hauptstraße hinab stürmte ein fröhlicher Hochzeitszug — Wagen an Wagen rollte dahin; als die Hochzeitsgäste den Sarg erblickten, wandten sie verletzt die Köpfe weg.

Ein Mütterchen aber sagte zu ihrer Nachbarin:

„An der Stelle der Braut wollte ich nicht sein — einem Leichenzuge zu begegnen am Hochzeitstage — das giebt keine glückliche Ehe!"

„Wer ist denn die Braut?" fragte die Andere.

„Die Tochter der Hofräthin X... sie heirathet einen jungen Doktor!"

Der Hochzeitszug war vorüber — der Leichenzug setzte sich wieder in Bewegung.

Von seinen weinenden Kindern umringt, schwankte Anselm hinter dem Sarge seines Kindes, das seine Freude und sein Stolz gewesen.

Die Eiche.

Ein Bild aus dem Leben.



„Der Junge macht mich noch zum Bettler," sagte der alte Redlich unwirsch und legte einen Brief, den er eben gelesen hatte, ungeduldig auf den Tisch.

„Nun, nun, Alter, nur nicht gleich wieder oben hinaus!" beschwichtigte die Frau, die im alterthümlichen Lehnsessel saß und nähte. Was will denn der Junge? Ist's etwas Unbilliges? Das Schulgeld sollst Du ihm schicken, weil sie ihn als den Sohn eines wohlhabenden Grundbesitzers nicht von der Zahlung befreien wollen! Kann der Junge dafür, daß man ihm das Schulgeld nicht schenkt?"

„Hätte er sich nur recht angesetzt, er wäre schon befreit worden! Wie hab ich's gemacht? Hab' auch vier lateinische Schule studirt und auf dem Chore gesungen, um kein Schulgeld zahlen zu müssen. Aber die jetzige Jugend hat etwas

Anderes im Kopfe als Singen. Die denkt, der Vater soll zahlen, der Vater hat's, man muß ihn ausziehen! Darauf, daß der Vater ganz verschuldet ist, nimmt so ein junger Obenhinaus keine Rücksicht."

„Aber Alter, versündige Dich nicht! Wie kannst Du Dich verschuldet nennen? Du mit Deiner stattlichen Wirthschaft, auf welcher nur noch sechstausend Gulden haften!"

„Hat mich genug gekostet, das übrige wegzuputzen. Jetzt bin ich sechzig Jahre alt und fünf und dreißig Jahre habe ich daran gearbeitet, mein Gütchen von der Schuldenlast zu befreien, die ich mit demselben übernahm. Wir waren unser sieben Geschwister, und als ich mich zur Uebernahme des väterlichen Erbes bereit erklärte, hatte ich sechs Theile herauszuzahlen. Ich wußte nicht, ob es mir gelingen würde, das Gut zu erhalten, aber ich ging mit frohem Muthe dran. Ich arbeitete und sparte und meine glücklichen Tage waren jene, an denen ich eine Schuldpost zurückzahlte. Meine Geschwister drängten mich nicht, da ich ihnen die Interessen pünktlich zahlte und so konnte ich mit Bedacht vorgehen. Jetzt hab' ich alle Schulden ab-

gewetzt, bis auf die letzten sechs Tausend Gulden — noch einige glückliche Jahre und mein Besitz ist schuldenfrei! Ich kann den Tag nicht erwarten, an dem ich als Besitzer einer schuldenfreien Wirthschaft dastehen werde! Wenn mir Gott ein ungeheures Glück erleben lassen will, so soll er mir nur den großen Tag gönnen, an welchem ich mich frei von allen Gläubigern fühlen werde!"

„Es ist wahr," gab die Frau zu, „abgeplagt hast Du Dich genug um Deinen Lieblingswunsch, Deinen Kindern ein schuldenfreies Besitzthum zu hinterlassen, erfüllt zu sehen! Ich werde mich selbst freuen, bis die letzte Schuldpost wegfallen wird!"

Fünf Jahre sind seit der vertraulichen Unterredung, die wir eben belauscht haben, verflossen — der gute Redlich ist aber in diesen fünf Jahren seinem Ziele auch nicht um einen Schritt näher gekommen, die sechstausend Gulden lasten wie Blei auf seiner Seele und seinem Gute — sie wollen nicht weichen. Waren das aber auch schlimme Zeiten, geeignet, Redlich ganz mißmuthig zu machen. Zuerst kam das Bewegungsjahr und machte jeden Besitz unsicher, entwerthete

Grund und Boden und reducirte den Werth des Geldes um ein Bedeutendes. Der alte Redlich hatte Mühe sich aufrecht zu erhalten, und seine Interessen pünktlich zu bezahlen. Der argen Krise folgte eine noch weit schlimmere. Die Zeit der Papierliebhaberei brach heran und das Kapital wandte dem Grundbesitze verächtlich den Rücken. Die Lockung war zu groß, als daß man sich nicht hätte verführen lassen sollen.

Auch Redlich sollte davon erfahren. Nicht etwa, als ob er selbst Papiere angerührt hätte, das fiel dem reellen Manne, der nichts als die Entlastung seines Besitzthums im Auge hatte, auch nicht im Traume ein. Aber einer seiner Hauptgläubiger, der dreitausend Gulden auf der Wirthschaft liegen hatte, kündigte ihm plötzlich, weil er sein Kapital in Creditpapiere stecken wollte. Zu jeder anderen Zeit würde diese Kündigung Redlich in keine Verlegenheit gesetzt haben, ja sie hätte ihn vielleicht sogar erfreut, weil sie ihn zwang, alle Kräfte anzuspannen. Jetzt aber war es anders. Das Kapital zeigte sich dem Grundbesitz so spröde, daß es Redlich außerordentliche Anstrengung kostete, ehe er die 3000 Gulden auftrieb. Und als

er sie endlich zu Stande brachte, da mußte er so wucherische Interessen für dieselben zahlen, daß an eine Verkleinerung seiner Passiva vorläufig nicht zu denken war. Diese böse Aussicht in die Zukunft machte den auf die Entlastung seines Gutes leidenschaftlich erpichten Mann so verdrieß- lich und unzugänglich, daß mit ihm schwer zu verkehren und auszukommen war.

Redlich's Gesicht strahlte wieder. Die letzten fünf Jahre hatten gut gemacht, was die vorangegan- genen verschuldet. Die Erzeugnisse der Landwirth- schaft waren so hoch im Werthe gestiegen, daß der Grundbesitzer oben schwamm. Redlich nützte die günstige Periode trfflich aus. Er tilgte seine Schul- den bis auf die Kleinigkeit von tausend Gulden. Dabei konnte er den Tag nicht erwarten, wo er auch diese letzte Passivpost abstreifen würde! Wenn ihn etwas betrübte, so war es der Gedanke, daß er nicht schon heute sagen konnte, sein Besitz sei schuldenfrei, sondern daß er wohl noch ein oder zwei Jahre an der letzten Schuld zu schleppen habe. Er hatte ja ohnehin schon die äußersten Anstrengungen gemacht, um das Uebrige wegzu-

bekommen. Jetzt mußte er eine Zeitlang die disponiblen Gelder in die Wirthschaft stecken, um dieselbe nicht zu deterioriren.

Wir sehen Redlich eines Tages an der Seite eines Freundes über Land gehen, der sich plötzlich Angesichts einer Eiche, die ihres Gleichen weit und breit nicht hatte, an Redlich mit der Bemerkung wandte:

„Das nenn' ich eine Eiche! Ihr wißt gar nicht, was Ihr an dem Baume besitzt! Die ganze Gegend beneidet Euch um das Prachtstück! Wenn der Baum je gefällt werden sollte, was Gott verhüten möge, er währe tausend Gulden unter Brüdern werth!"

Das harmlos gesprochene Wort brachte Redlich auf eigenthümliche Gedanken. Er hatte dem Baume nie eine rechte Aufmerksamkeit geschenkt. Als Werthstück vollends hatte er ihn nie angesehen, und nun machte ihn ein Anderer darauf aufmerksam, welches Kapital in ihm stecke.

Tausend Gulden! War das nicht gerade soviel als er brauchte, um den Rest seiner Schulden weg zu wetzen, und seine Besitzung lastenfrei zu machen? Gestern noch hatte er nachgerechnet, daß er zum wenigsten zwei Jahre brauchte, um die

letzte Schuld zu tilgen — heute fielen ihm tausend Gulden gleichsam in den Schoos, er brauchte sich nur zu bücken, um sie aufzuheben. Der Baum war sein, er brauchte ihn nur fällen zu lassen, um das Ziel seines Lebens und Strebens sogleich zu erreichen. Der Baum trug nichts, er war nur eine landschaftliche Zierde — wog die Erhaltung derselben das Vergnügen auf, morgen als schuldenfreier Mann dazustehen?

Redlich war bald entschlossen. Der Baum mußte fallen. Aber welche Sensation erregte sein Entschluß in der ganzen Gegend! Da war Alles so an den Baum gewöhnt, daß man glaubte, ohne ihn gar nicht fortkommen zu können. Kaum verlautete Redlich's Vorhaben, so strömte Alt und Jung herzu, überbot sich mit Vorstellungen und Bitten, die aber an Redlich's hartem Sinne abprallten! Selbst dem Gemeindevorstand erging es nicht besser, als er sich in's Mittel legen wollte. „Der Baum ist mein, und ich kann mit ihm machen was ich will, und jetzt gerade werde ich ihn fällen!“ lautete des trotzigen, nur ein Ziel im Auge habenden Mannes letztes Wort.

Der Tag an welchem der Baum fallen sollte, war bereits festgesetzt. Redlich hatte eben die Arbeiter bestellt und ging nach Hause. Es war ein heißer Sommertag und ein Gewitter im Anzuge. Redlich sah sich von dem Wetter überrascht, ehe er seine Wohnung zu erreichen vermochte. Der Regen prasselte so heftig nieder, daß er nur darnach strebte unter das schützende Dach seiner Eiche zu kommen. Er stürmte auf diese zu, als aus dem rabenschwarzen Himmel ein Blitz niederzückte, feuriger als alle seine Vorgänger — ein Moment, der Redlich fast zu Stein wandelte — ein fürchterlicher Schlag — um die Rieseneiche zuckte es im bläulichen Lichte auf — der Blitz hatte sie, auf sie niederfahrend gezeichnet.

Wie Redlich nach Hause kam — er wußte es nicht. Sein Kopf war eingenommen, ihn fieberte, irre Reden entquollen seiner Lippe — er sprach nur von der Eiche, die er fällen lassen wollte, von dem Blitz, von den tausend Gulden, die vielleicht dahin sind — das hitzige Fieber steigerte sich von Tag zu Tag — nach acht Tagen gab es im Redlich'schen Hause eine Leiche.

Redlich starb ohne das Ziel seines Lebens

erreicht, ohne die letzte Schuld von seinem Besitz=thume abgestreift zu haben.

„Er hat sich an dem Baume versündigt" hieß es weit und breit, „darum ist es ihm nicht ver=gönnt worden, seinen Lieblingswunsch zu erreichen!"



I.

Das Ich ist doch die erste Person — warum sollte also nicht auch ein „Heirathsantrag“ seine Memoiren mit dem lieben Ich beginnen? Auch ein Heirathsantrag ist sich selbst der Nächste!

Ich bin nicht ein gewöhnlicher Heirathsantrag wie deren die Zeitung täglich einige Dutzend zu Tage fördert. Es ist sehr wichtig, daß ich diesen Umstand erwähne; es ist dieß so zu sagen eine „Lebensfrage“ für mich, da diese Ausnahme von dem alltäglichen Schlage der Heirathsanträge meine einzige Mitgift ist, durch welche ich auf meiner Reise in die Oeffentlichkeit das Interesse der durch so viele farblose Glieder meiner ausgebreiteten Familie abgestumpften Leser und Leserinnen fesseln will.

Ich verhehle mir's nicht, ich habe mit Vorurtheilen zu kämpfen. Der Heirathsantrag erin=

nert an das Hungertuch eines jungen, nichtshabenden, nichtsseienden Mannes, der gern eine Errungenschaft machen möchte, welche ihn in den Stand setzte, das Hungertuch definitiv abzuschütteln, während es ihm jetzt kaum vergönnt ist, einen täglichen Separatfrieden mit seinem Magen abzuschließen, als provisorisches Interim der Befriedigung. Der Heirathsantrag erweckt Reminiscenzen an die kahle, freudlose Stube eines alternden Junggesellen, der seine welkenden Reize durch einen freiwilligen Ausverkauf an Mann — nein an eine Frau bringen möchte. Der Heirathsantrag — doch was soll ich lange zwischen den Klippen hindurchsegeln, an denen ich als „ordinärer“ Heirathsantrag nothwendig scheitern müßte?

Aber ich bin eben ein Heirathsantrag par excellence, ein poetischer Heirathsantrag, der mit der trockenen, unerquicklichen Spekulation, welcher meine Brüder, Vettern und Cousins ihren Ursprung verdanken, nichts gemein hat als den leidigen Namen.

Ich bin eine exotische Pflanze unter den Heirathsanträgen, und damit der Leser hierüber voll=

kommen beruhigt werde, will ich mit meiner Entstehungsgeschichte beginnen.

Meine Wiege ist ein reizend geformtes Köpfchen, von hundert und hundert feinen Lockenspiralen umwogt, welche im glänzendsten Kastanienbraun schimmern. Meine engere Heimath ist eine Stirn von reinstem Weiß, ein, dem seligen Meister Thorwaldsen entwendetes Fragment kararischen Marmors. Nöthigenfalls könnte ich über diese meine Abstammung einen Heimathschein erwirken, wenn eine meiner neugierigen Leserinnen den vorschriftsmäßigen Stempel daran wagen wollte. Ich verdanke meinen Ursprung der Leidenschaft — stehe also als ein echtes Kind der Bewegung unter meiner philisterhaften Verwandtschaft da. Einmal, als es in dem Köpfchen der schönen Rosa recht wild und wüst durcheinander tobte und stürmte, entsprang ich wie eine geharnischte Minerva fix und fertig der schönen Stirn, welche aber in dieser Stunde den Marmor des Sabbathfriedens mit dem Purpur des Sturmes vertauscht hatte.

Wie das wohl gekommen? Es ist eine gewöhnliche Geschichte, jede Liebe hat dies Genre kultivirt. In jedem Rosengarten der Liebe giebt

es Kohlbeete der Mißstimmung, Krautfelder des Streites und Zankes. Was Wunder, daß Rosa's Liebe nicht frei blieb von solcher Hausmannskost, welche, wie der Pilz, über Nacht aufwuchert und die süße Eintracht stört und bedroht.

Er war ein schöner Mann, ein gebildeter Mann, und ein Mann, der sein gutes Auskommen hatte. Er — das heißt Feodor Molinar, der Buchhalter des großen Handlungshauses Schleedorn und Compagnie, der Verehrer Fräulein Rosa's.

Er und sie — Feodor und Rosa — ein liebenswürdiges Pärchen! Man wunderte sich nicht, wie sie sich zusammengefunden; sie paßten ganz für einander; aber gewiß hätte man sich gewundert, wie sie auseinander gekommen sind, wenn es nicht eine gar so leichte, einfache Geschichte wäre um das Auseinanderkommen, wie wir gleich sehen werden!

Feodor trat bei seiner Geliebten ein, und wurde herzlich empfangen.

Der Himmel war noch blau, wie Rosa's liebliches Auge; die Luft war noch rein, rein wie Rosa's glänzende Stirn; ein Lächeln lag noch

auf beiden Gesichtern, ein Lächeln so süß und duftend, wie Rosa's weicher würziger Athem.

Sie hatte einen reizenden Negligéanzug an; die Toilette wetteiferte an strahlender Weiße mit der feinen Hand, mit dem schlanken Halse, mit der schimmernden Wange, ohne diese ihre Vorbilder jedoch erreichen zu können. Die rothe Rose, welche als lebendige Agraffe an der Brust stak, blickte sehnsüchtig kokett zu den Wangenrosen der Jungfrau empor und neigte ihren Kelch demüthig vor dem zarten Schwesterpaare, von welchem sie an Frische, Duft und Glanz übertroffen wurde.

Und Feodor war ganz der Mann für dieses Weib! Eine hohe, schlanke Gestalt zeichnete ihn aus, die feinsten Züge adelten sein Gesicht. Das rabenschwarze Haar hob die Weiße der Stirn, welche sich hoch und frei über einem funkelnden Augenpaare wölbte. Der glänzend schwarze Vollbart gab dem Gesichte des siebenundzwanzigjährigen Mannes ein ritterliches Gepräge, ohne jedoch die Regelmäßigkeit der Züge, die ungetrübte Weiße der Wange dem Blicke zu entziehen. Dabei waren Hand und Fuß von auffallender Zartheit, die erste namentlich fast weiblich schön.

Der junge Mann warf sich in einen eleganten Fauteuil — und gähnte.

Es ist unglaublich, aber er gähnte.

„Wahrscheinlich die Nacht durchschwärmt?“ fragte Rosa schelmisch, da ihr diese im Boudoir einer Dame kaum zu rechtfertigende Demonstration auffiel.

„Errathen!“ rief Feodor lachend; „jetzt ist es aber auch am Rande mit dem Fasching!“

„Was fällt Ihnen ein —“ warf Rosa lustig ein, „jetzt kömmt der Wahnsinn erst in sein rechtes Stadium — wir sind eingebürgert im Delirium der Lust — wir kennen uns selbst nicht vor toller Laune — wir fliegen von Saal zu Saal — um jedes verlorene Menuet möchte ich eine blutige Thräne weinen! In fünf Tagen ist der Technikerball. Gott vertilge diese fünf langweiligen Wartetage von der Erde und zaubere uns zum Mittwoch hin!“

„Das ist Ihr Ernst nicht, Rosa!“ entgegnete Feodor etwas pikirt. „Sie werden sich noch erinnern, daß Sie mir versprachen, es bei dem Vereins- und Juristenball bewenden zu lassen! Sie wissen wie wenig Reiz ein Ball für mich hat!“

„Einen desto größeren für mich!“ versicherte Rosa muthwillig.

„Sie wissen,“ fuhr Feodor schärfer fort, „daß ich Ihnen das Opfer brachte und jene zwei Bälle mitmachte, weil ich auf Ihre Zusage vertraute, daß Sie mir keinen weiteren Zwang auferlegen würden!“

„Wer spricht da von Zwang?“ fuhr Rosa gereizt auf. „Wer nöthigte Sie zum Mitgehen?“

Der junge Mann wurde bleich, indem er mit zorniger Geberde aufsprang.

„Was war das, Rosa?“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Sie verdienen das, mit Ihren ewigen Einwänden!“ entsprudelte dem Mädchen die heftige Rede; „warum machen Sie sich zum Märtyrer, — warum setzen Sie einen Preis auf jede kleine Concession, die Sie mir gnädigst ertheilen, damit ich lustig sein darf nach meinem Geschmacke! Das geht nicht länger so fort! Sie müssen Ihre Launen den meinen unterordnen — Sie müssen das Opfer bringen, nicht ich — und kurz, Sie gehen auf den Technikerball! Ich will es so!“ und Rosa

stampfte mit dem Fuße, sie hatte sich in die Aufregung hineingesprochen.

Feodor überlegte einen Augenblick. Er kämpfte sichtbar mit sich selbst, sein Gesicht wurde abwechselnd roth und bleich; endlich trat er vor die Geliebte hin, sah ihr ernst in's Auge, griff nach ihrer Hand, und sagte mit entschlossener Festigkeit:

„Sie werden Ihr Wort halten und auf keinen Ball mehr gehen, Rosa!"

Dieser kategorische Ton brachte sie zum Aeußersten; sie entriß ihm ihre Hand, sah ihn zornig an, und rief, ihm halb den Rücken zukehrend, mit spöttischem Accente:

„Wir werden sehen!"

„Sie würdigen Ihr Wort und meinen Wunsch nicht, Rosa?" fragte er mit bebender Stimme.

„Ich gehe Mittwoch auf den Technikerball!" lautete die trotzige Gegenrede.

„Leben Sie wohl!" sagte Feodor kurz und verließ mit einer kalten Verbeugung das Zimmer.

„Fahr' hin — fahr' hin" — rief ihm Rosa nach, nachdem sich die Thür hinter ihm geschlossen, und ihr Gesicht glühte, „fahr' hin, aber keine Kniebeugung soll Dich zurückführen! Das

fehlte noch! Ich soll die Sklavin eines Mannes werden, jeder Laune mich fügen, jedem Winke gehorchen, als wäre es ein Ausspruch vom Berge Sinai, jedes unschuldige Vergnügen erschmeicheln, ertrotzen, erkaufen? Nein — nein — nie und nimmermehr! Es ist gut, daß es aus ist — es ist gut — es war nicht mehr zum Aushalten!" Die Zornextase hatte ihren Kulminationspunkt erreicht, sie schlug in leidenschaftliches Weinen über. Rosa warf sich in den Fauteuil, bedeckte das Antlitz mit ihren Händen und schluchzte krampfhaft. Als sie wieder zu Worte kam, fuhr sie fort: „Aber ich will mich rächen, — diese Impertinenz! mir den Rücken zu kehren und fortzugehen — das war noch nicht da gewesen — er hat gewiß erwartet, ich würde ihn zurückrufen — und da dies nicht geschehen ist, wird er auf ein demüthiges Billet rechnen — er kann warten — er soll sehen und inne werden, wie sehr er sich verrechnet hat! Keine Aussöhnung — nein, nein. Und jeder Weg muß ihm abgeschnitten werden — er soll zu spät bereuen! Was liegt mir daran, welchen Mann ich bekomme, wenn ich nur Frau bin im Hause! Frau im weitesten Sinne — Her=

rin — und das will ich sein! Und diesen Fasching noch will ich ihm wegheirathen — ja diesen Fasching!" Und Rosa erhob sich herrisch von ihrem Sitze und machte einen raschen Gang durch das Zimmer. „Aber wen will ich heirathen? Sie gefallen mir alle nicht, diese faden Anbeter — und heirathen muß ich — morgen — übermorgen — vor dem Aschermittwoch! Ich hab's — er soll's bereuen. Ich lasse den Zufall entscheiden — ich werde mir meinen Mann schon zurichten!" Und also sprechend zog sie heftig an der Glocke, und befahl dem rasch eintretenden Mädchen:

„Mache Dich fertig, Karoline, — Du gehst sogleich mit einem Billet fort!"

Das Mädchen verschwand, Rosa setzte sich an den Schreibtisch, richtete ein Velinblatt zu, und schrieb dann mit flüchtiger Hand, indem sie in ihrer Erregtheit jedes der aus der Feder fließenden Worte laut wiederholte:

„Eine junge Dame, noch nicht zwanzig Jahre alt, mit einem Vermögen von Dreißig Tausend Gulden," — Rosa erhob sich rasch, trat vor den Spiegel, warf einen raschen Blick hinein, und

flog dann wieder an den Schreibtisch, indem sie murmelte: „Ja, ja ich kann es hinsetzen —“ und schon flog die Feder wieder über das Blatt hin, — „hübsch und unabhängig, wählt aus Laune diesen Weg, um eine freie Concurrenz von Freiern einzuleiten. Jeder junge Mann, der einen Anspruch auf Liebenswürdigkeit macht, wolle das Offert seiner Hand und Liebe auf der Post niederlegen, poste restante A. — Z., No. 777.“

„So ist's recht!“ sagte die Dame aufstehend, nachdem sie das Concept zweimal copirt hatte, nahm aus ihrem Portemonnaie einige Banknoten, legte sie zu den Papierstreifen, siegelte diese und schrieb die Adressen:

„An die geehrte Administration der Zeitung...“

Die Glocke ertönte — das Mädchen übernahm das Billet mit dem Auftrage in die Bureaus der drei Journale zu fliegen, deren Adressen die drei Billets trugen.

„Das Loos ist geworfen!“ sagte Rosa, als sie sich wieder allein befand. „Ich bin Braut, ich weiß noch nicht wessen Braut? Aber das ist gleichgiltig — vor dem Aschermittwoch bin ich Frau und — es soll ihn reuen.“

II.

Feodor stürmte nach Hause. Hier angekommen, warf er seinen Hut in einen Winkel und begann einen Sturmmarsch innerhalb seiner vier Wände, daß die Parketten knirschten und stöhnten. Und als er sich in die rechte Stimmung hineinmarschirt hatte, begann er ein Selbstgespräch, dessen Ton gleichen Schritt hielt mit seiner Promenade.

„Es ist gut, daß es aus ist! Und aus ist es und soll es sein! Es war nicht mehr zum Aushalten! Sollte ich der Sklave eines Weibes werden? Sollte ich jeder Laune fröhnen, jeden Eigensinn auf den Händen tragen, jeder Kaprice demüthig mein Haupt beugen? O, ich war zu gut, zu fromm! Ich gab überall nach, und ließ so den Glauben aufkommen, daß man mit mir machen könne, was man eben wollte! Nun, gut! Das Gängelband wäre zerrissen! Und bei Gott! ich knüpfe es nicht mehr! Es wäre doch nichts gewesen mit diesem Weibe — ich sehe es klar, dieses Ereigniß hat mir die Augen geöffnet! Was sie mir nicht abschmeicheln, abkokettiren würde,

das hätte sie mir abgetrotzt! Ich aber lasse mir nichts abtrotzen! Ja, ja, es ist gut so — sehr gut! Der Liebesrausch wird bei mir verfliegen — sie aber — sie soll noch lange an ihren Eigensinn denken! Sie soll eine Lektion erhalten! Ha! sie meint wohl, daß ich morgen ein reumüthig Flehender rückkehren werde zu ihren Füßen? Sie weidet sich schon an ihrem Triumphe, probirt den Blick vor dem Spiegel, den sie mir da zukommen lassen wird, halb Hoheit, halb Gnade — ein Gran Liebe dabei — Schlange Du! Du sollst keine Gelegenheit erhalten, die Künste Deiner Koketterie gegen mich spielen zu lassen — ich gebe Dich auf — was liegt mir an Deinen Reizen — an Deiner Liebe — an Deinem Gelde — ich werfe Alles hin — ich will mich — nicht verkaufen, ich will Mann bleiben!"

Feodor hielt einen Augenblick inne. Sein Auge fiel auf ein elegantes Buch, das auf dem Tische lag. Mechanisch, wie um seine Gedanken los zu werden, griff er darnach. Schon aber warf er es wieder von sich und murmelte: „Nicht das „Buch der Lieder" will ich Dir bringen — hätte ich Zeit, schriebe ich eine „Brochüre des Eigen-

sinnes“ und widmete sie Dir! Aber Du sollst mich zum letztenmale gequält haben!“ fuhr er wieder mit gehobener Stimme fort. „Ich werde Dich bald mit der Reue bekannt machen! Ich heirathe — Dir zum Trotz — diesen Fasching noch — wen denn gleich? Es ist wahr, sie sind alle nicht nach meinem Geschmacke — keine ist so schön — keine so gebildet — keine hat dreißig Tausend Gulden — ungebundene Hand — aber keine ist auch so kokett, so eigensinnig, so störrisch! Die oder die! Was liegt mir daran! Ich heirathe — ich werde eine Idylle aufspielen als Ehemann, sie soll weinen über die Zärtlichkeit, die ich an meine Frau verschwenden werde, wenn sie dieselbe für sich verloren sieht! Aber wo ist nun diese Frau? Ich werde sie suchen — heute — morgen — nein! Auf dem Technikerball werde ich sie suchen! Herrlicher Einfall! köstliche Rache! Ich gehe auf den Ball, ich tanze rasend, mache den Hof, erobere im Sturme das erste beste Mädchen — vor dem Ascherwittwoch wird geheirathet! Dabei bleibt's — und die Frau suche ich vor ihren Augen! Sie soll sich dann die Augen aus dem Kopfe weinen — was kümmert's mich?“

Einen ähnlichen Gedankengang verfolgte Feodor noch lange, als er sich schon schlummerlos auf seinem Lager hin und herwand. Nur wurde er da im Allgemeinen leise geführt; eine Gedankenschlacht war's, welche nur zuweilen durch stürmische Exklamationen unterbrochen wurde, welche sich selbst noch in den Träumen des unruhigen Schlafes fortsetzten.

Lange vor dem Morgengrauen war er wach und konnte die Stunde nicht erwarten, wo ihn die mechanische Thätigkeit des Tages seinen peinlichen Gedanken entrücken würde.

Mit unaufmerksamem Auge durchblätterte er auf dem Comptoir die noch feuchten Zeitungsblätter. Da, tief unten fesselten einige mit fetter Schrift gedruckte Zeilen seine Aufmerksamkeit — ein Heirathsantrag war's.

„Jung — noch nicht zwanzig — dreißig tausend Gulden — hübsch — unabhängig“ — murmelte er und ein Lächeln des Triumphes überflog seine Züge. „Da hätten wir, was wir suchten — selbst für die dreißig tausend Gulden wäre ein Palliativ da und noch dazu in gleicher Valuta — herrlich — es ist nur Schade, daß der

Technikerball wegfällt — aber das thut nichts — sie soll es noch zeitig genug erfahren.“ Und der Buchhalter notirte sich in sein Portefeuille die Chiffre A. — Z. 777. Dann versuchte er zu arbeiten. Aber er kam damit nicht fort.

„Ich werde lieber gleich schreiben!“ sagte er zu sich selbst, „dann werde ich vielleicht arbeiten können!“

Und der Buchhalter schrieb ein zierliches Billet folgenden Inhaltes:

„Ist es nur ein Zufall, oder mehr ein Wink der Götter, daß ich in dem Augenblicke, wo mir Ihr Inserat zu Gesicht kam, in bitterster Verlegenheit war, wo eine Braut zu finden? Wenn das Schicksal es für gut findet, diese räthselhaft geheimnißvolle Sympathie, die zwischen unseren Intentionen obwaltet, weiter auszuführen, so habe ich die ersehnte Braut gefunden. Erlauben Sie mir, Gnädige, diesem Offerte meiner Hand und Liebe das Signalement des Kandidaten beizufügen.

Alter: 27 Jahre.

Gestalt: Hoch, schlank.

Gesicht: Länglich, oval, spitzige Nase, hohe Stirn, kleiner Mund, weiße Haut.

Augen: Glänzend schwarz.

Haare: Glänzend schwarz } Beides ohne äußere
Bart: Glänzend schwarz } Zuthat.

Charakter: Solid, weil verbunden mit einem Gehalte von zwölfhundert Gulden.

Der Erledigung der Offerte wird mit Sehnsucht bis übermorgen entgegengesehen poste restante X — Y. 666.

„So!" sagte der Buchhalter, indem er siegelte, zu sich, „jacta est alea! Wenn bis Uebermorgen keine Antwort kommt, so bleibt es beim Technikerball." Das Billet wurde sogleich der Stadtpost überantwortet.

III.

Rosa hatte sich eben die eingelaufenen Offerten von der Post holen lassen.

Sie entsetzte sich über den Berg, der sich vor ihr aufthürmte.

Alles duftete, man glaubte sich in einen Parfümerieladen versetzt. Es war ein Vernichtungskampf des Patchouli mit mille fleures, des Orange mit Lavendel.

Alle Adressen waren mit ungemeiner Zierlichkeit und Deutlichkeit geschrieben!

Rosa vergnügte sich daran, zuerst die Siegel zu mustern.

Da — dies Siegel — wie rasch das Blatt umgedreht wurde — diese Hand — Rosa erbleichte und erröthete wieder — riß das Siegel auf und verschlang mit Gier die Zeilen.

Jetzt brach sie in ein konvulsivisches Lachen aus.

„Das ist unbezahlbar!“ rief sie ein über das anderemal, „Feodor tritt als Kandidat um meine Hand und Liebe auf — ich würde es nicht glauben, wenn es nicht schwarz auf weiß da läge! Und dem Ganzen sieht man die Hast der Verzweiflung an — er ergriff die erste Gelegenheit, um sich an mir zu rächen — er will über Hals und Kopf heirathen — der Arme, er dauert mich fast — wie muß es in seiner Brust aussehen! Aber warum ist er ein solcher Trotzkopf! Darum keine Gnade, keine Barmherzigkeit; er muß noch zappeln an diesem Heirathsantrage! Und auf den Technikerball muß er — das soll meine Rache sein — haha! wie will ich ihn auslachen mit diesem Heirathsantrage! — bis wir ausgesöhnt

sind, natürlich, und bis er seine Strafe überstanden hat! Mit diesem köstlichen Zufalle habe ich ihn mehr als je in meiner Hand — und das für alle Zukunft! Er soll versuchen mir zu widersprechen, zu opponiren — gleich wird der Heirathsantrag auf dem Tapet sein! Und man ist niemals kleinmüthiger und unterwürfiger, als wenn man Ursache hat sich zu schämen! Und daß er sich nicht mit zu viel Vergnügen an diesen Heirathsantrag erinnern soll, das wird meine Sache und Sorge sein! Zuerst muß er auf den Technikerball!"

Rosa klatschte lustig in die Hände, warf die Briefe alle bei Seite und setzte sich zum Schreiben zurecht. Ueber der heiteren Seite des Ereignisses war all' ihr Zorn verflogen, sie hatte Feodor verziehen, sie wollte nur noch seine Unart strafen.

„Mein Herr!" schrieb sie.

„Der Ton Ihres Offertes gefällt mir. Er bildet einen erquickenden Contrast zu dem heillosen sentimentalen Gefasel, das mir Ihre Collegen auftischen. Darum will ich es mit Ihnen wagen, und Ihre Mitkompetenten vor der Hand

nicht beachten. Ich muß Sie kennen lernen. Eine bessere Gelegenheit kann sich dazu nicht finden als der bevorstehende Technikerball. Ich werde dort sein. Ein Kleid von Rosacrépe wird mich kenntlich machen, und damit Sie auf keinen Fall fehl gehen, so soll an meiner Brust eine weiße Rose stecken. Ich mache übrigens nur eine einzige Bedingung für die Eröffnung unserer Bekanntschaft. Sie dürfen mit keinem Worte der Art erwähnen, wie sie vorbereitet wurde. Ich werde Sie einfach an der Parole erkennen, daß Sie die Zugestehung aller Tänze vor Mitternacht von mir auf einmal verlangen."

Rosa klingelte, als sie mit dem Concepte zu Ende war.

„Komm her, Karoline!" rief sie dem eintretenden Mädchen heiter zu, richtete dieser ein Velinblatt, Feder und Dinte zu, und forderte es auf sich zu setzen. „Schreibe, was ich Dir diktiren werde!"

Das Mädchen gehorchte, und schrieb den Brief an den Heirathskandidaten ab; der Brief wurde hierauf gesiegelt, von Karoline adressirt und zur Stadtpost expedirt.

„Ich brauche Dir wohl nicht erst Schweigen

anzuempfehlen!“ sagte Rosa, als das Mädchen zurückkam. „Und jetzt gieb mir meinen Mantel — ich gehe aus!“

Rosa begab sich zu einer Bekannten, welche, wie sie bestimmt wußte, Feodor nicht kannte.

„Möchtest Du nicht auf den Technikerball gehen, liebes Jettchen?“ sprach sie die Freundin an.

Nun war zwar Jettchen über die Jahre, wo man als Mädchen mit Ehren auf einem Balle erscheinen kann, schon etwas hinaus. Aber welches Mädchen hat ein Auge für diesen Fortschritt der Jahre? Jedes ist in diesem Genre eine Reaktionärin par excellence.

Darum leuchtete auch Jettchen's Auge auf, als sie vom Technikerball sprechen hörte. Bald jedoch sagte sie mit traurigem Accente:

„Ach, die Tante wird nicht gehen wollen, — sie sagte, das sei ein viel zu kostspieliges Vergnügen — die Zeiten seien zu schlimm, als daß man an solche Belustigungen denken könnte!“

„Armes Mädchen!“ sagte Rosa mit herzlichen Bedauern im Tone, und sah das Mädchen mitleidig an, das bei solchen Grundsätzen der durchaus nicht mittellosen Tante dem trostlosesten Ver-

welken entgegensah. „Aber vielleicht wird Deine Tante weniger einzuwenden haben, wenn ich alles Nöthige herbeischaffe — Toilette — Wagen, und was sonst Noth thut!“

„Und Du wolltest so gut sein?“ rief Jettchen mit verklärter Miene.

„Unter zwei Bedingungen; erstens daß Du um Mitternacht den Ball verlassest. Für den Verlust, den Du durch diese meine Caprice erleidest, werde ich Dich durch einen Hausball entschädigen, den ich geben werde, und zu dem Du die erste herzlichst geladen bist! Keinen Dank — also angenommen die Bedingung?“

Jettchen gab freudig ihre Zustimmung.

„Nun meine zweite Bedingung: Du fährst mit der Tante allein auf den Ball, ich sende den Wagen. Du thust im Saale, als wäre ich Dir eine wildfremde Person. Wir kennen uns nicht für diese Nacht. — Einverstanden?“

Jettchen machte ein verwundertes Gesicht, erklärte sich aber bereit, sich dem Wunsche der Freundin gemäß zu verhalten.

„Morgen sende ich Dir, was Du brauchst, durch mein Mädchen!“ sagte Rosa beim Abschiede,

„ich weiß wohl, daß Du Ballkleider hast, liebes Kind! sie bedürften aber wahrscheinlich als Produkte der vorjährigen Faschings einer modernisirenden Restauration. Zu der ist zu wenig Zeit. Darum wirst Du schon so gut sein, und ein kleines Geschenk von mir annehmen, ein rothes Crepekleid, das mir der Schneider erst gestern brachte. Mir gefällt es nicht — Dir wird's gut lassen! Du verschmähst die Kleinigkeit doch nicht? — Nun das ist schön von Dir — also adieu indessen — am Ballabend selbst sende ich Dir eine Blume, ich werde trachten, daß ich frische volle Rosen erhalte; — mein ist dann die rothe — die weiße überlasse ich Dir, zum Rosakleid wird sie sich gut machen! Adieu! adieu mein Kind!"

Und Rosa ließ, indem sie befriedigt fortging, eine Ueberglückliche zurück.

IV.

Der Technikerball war da.

Feodor stand in gespannter Erwartung in der Saalthür, bis die weiße Rose kommen würde. Rosa rauschte an ihm vorüber — ein kaltes Grüßen — er wich nicht von seinem Platze.

„Du sollst Dich bald von dem überzeugen, was Dich Deine Eitelkeit vielleicht noch nicht glauben läßt: daß ich Dich vergessen habe, daß Du nicht hier bist für mich!“

So lautete der kurze Monolog, den Feodor in seinen Gedanken hielt, als es ihm trotz allem Zwange nicht gelingen wollte, sein Auge zu bändigen, daß es der Geliebten nicht eine Strecke in den Saal folgte, dessen Gewoge sie aufnahm.

Endlich war sie seinem Blicke entschwunden; er führte sein Gedankengespräch fort:

„Wie herrlich es sich getroffen hat, daß mir die weiße Rose hier das Rendezvous zugestanden hat! Unter ihren Augen — ha, wie wird es sie quälen, wenn sie mich glücklich sehen wird!“

Diesmal wurde das Selbstgespräch durch das Erscheinen einer Dame im Rosacrepekleide unterbrochen. Feodor schlug das Herz hörbar — die verhängnißvolle weiße Rose zierte den Busen. Mit einem Kennerblicke streifte der junge Mann die Dame und sagte dann enttäuscht: „Unabhängig mag sie sein, dreißig tausend Gulden kann sie auch haben; aber jung und hübsch ist sie nicht! Indessen,“ dachte er resignirt weiter, „was thuts?

Geheirathet muß werden, und eine gute Partie ist's doch. Ohnehin hätte Rosa in ihrer Eifersucht auch die größte Schönheit für eine Karrikatur erklärt — darum nehmen wir das Gebotene!"

Und Feodor näherte sich rasch der weißen Rose, nahm alle ihre vormitternächtlichen Tänze in Anspruch, und blieb während des ganzen Balles ihr unzertrennlicher Gefährte.

So glücklich hatte sich Jettchen noch nie gefühlt! Ein schöner Herr tanzte ohne Unterlaß mit ihr, sagte ihr die schönsten Galanterien, lobte Alles an ihr, besonders aber den sinnigen Einfall der weißen Rose — wie Schade, daß sie um Mitternacht fort mußte! Und noch eine Glückliche gab's im Saal. Rosa hätte aufjubeln mögen vor kindischer Freude, daß ihre Rache einen so günstigen Fortgang nahm. Sie weidete sich an den majestätischen Blicken, welche ihr Feodor zuschleuderte, so oft ihn die Tanztour an ihr vorbeiführte. In jedem solchen Blicke las sie die stolzen Worte: „Ich habe Dich aufgegeben — und Ersatz für Dich gefunden!"

Sie hatte Mühe, daß sie nicht in ein lautes Lachen ausbrach.

Mitternacht war da — der letzte Tanz vorüber — Rosa streifte unbemerkt von Feodor an Jettchen vorüber und berührte die Freundin mit dem Fächer. Dann verschwand sie im Toilettezimmer.

Jettchen hatte den Wink bemerkt, mit einem tiefen Seufzer trennte sie sich von dem schönen Manne, der ihr natürlich nicht folgen konnte, da sie in das Toilettezimmer eintrat.

„Es wird Dir gewiß leid sein, daß Du fort mußt, liebes Kind!“ empfing sie hier Rosa, „aber ich bitte Dich darum, von heute in vierzehn Tagen sollst Du Dich bis zum Morgengrauen bei mir nach Herzenslust amusiren; ich werde sorgen, daß Du auch Deinen unzertrennlichen Tänzer mit dem schwarzen Barte und dem interessanten Air bei mir findest!“

Jettchen erröthete und bat die Freundin, keine bösen Scherze zu machen.

„Die weiße Rose könntest Du mir überlassen Jettchen!“ rief Rosa beim Abschiedskuße: „wir tauschen — da — nimm die rothe — so und jetzt adieu, liebes Kind, adieu!“

Als Jettchen das Toilettezimmer verließ, suchte sie vergeblich den schönen Tänzer. Er mußte durch

irgend etwas in Anspruch genommen worden sein. Und sie hätte sich so gern von ihm beurlaubt! Eitles Sehnen — vergebliches Hoffen — Jettchen weinte fast als sie in den Wagen stieg.

In der That hatten einige Freunde den Buchhalter während der Raststunde in Beschlag genommen, und trotz allen Protestirens in's Speisezimmer geschleppt.

Da saß er wie auf Nadeln; endlich gelang es ihm zu entkommen.

Er stürmte spähend durch den Saal — aber die gesuchte weiße Rose war nicht zu entdecken.

Da flog Rosa am Arme eines Offiziers an ihm vorüber — sollte er seinen Augen trauen?

Er hatte doch früher deutlich gesehen, daß sie eine rothe Rose an der Brust trug — und jetzt war diese hinweggezaubert und eine weiße nahm ihre Stelle ein.

Und die eigentliche weiße Rose war unwiederbringlich verschwunden!

Feodor grübelte lange über diese seltsame Erscheinung nach.

Endlich kam er zu dem halbweg vernünftigen Resultate: Offenbar ist die weiße Rose eine Freun=

din Rosa's — diese wird ihr vielleicht im Scherze die weiße Rose beim Abschiede abgenommen haben — es kann nicht anders sein — und das ist zuletzt ein neuer Triumph für mich! Ohne daß es Rosa ahnt, schmückt sie sich mit der Blume, die mir das Weib zuführte, welches mir die einst Geliebte vergessen machen soll! Es ist eine seltsame Ironie des Schicksals — aber sie hat es nicht besser verdient."

VI.

Als Feodor am folgenden Morgen etwas später als gewöhnlich erwachte, fand er auf seinem Tische ein Billet, welches die Handschrift der weißen Rose auf der Adresse verrieth. Hastig fuhr er darnach, erbrach es und laß:

„Mein Herr! Sie werden sogleich zu erstaunen aufhören über das Wunder, welches dieses Billet in ihr Haus bringt, wenn ich Ihnen sage, daß ich noch auf dem gestrigen Balle Ihren Namen erfuhr. Dieß mag Sie nicht im Geringsten beunruhigen. Ich bin vollkommen mit Ihnen zufrieden, und nicht abgeneigt, eine ernstere Bekanntschaft

mit Ihnen anzuknüpfen. Hat auch mein rastloser Tänzer von gestern Gefallen an mir gefunden, so mag er einen weitern Schritt zur angebahnten Allianz thun und sich heute Nachmittag fünf Uhr in dem Hause — zweiten Stock einfinden, und nach Fräulein Jetti M . . . . fragen."

„Jacta est alea!" sagte Feodor als er das Billet gelesen. „Heute werde ich vielleicht noch Bräutigam — in vierzehn Tagen kann Hochzeit sein — o sie wird es bereuen!"

Um fünf Uhr fand sich Feodor in elegantester Toilette in dem bezeichneten Hause und Stocke ein, und wurde von dem Mädchen bei seiner Nachfrage nach Fräulein Jettchen M . . . . in ein elegantes Zimmer geführt, wo ihm eine kleine Geduldprobe des Wartens bevorstand.

„Die Toilette der weißen Rose dauert etwas lang!" sagte er eben mit einiger Ungeduld halblaut, als die Thüre aufging und Rosa auf der Schwelle erschien, die noch ziemlich frische weiße Rose am Busen. Als sie ihn erblickte, fuhr sie mit affektirtem Schrecken zurück, wobei ein Blatt Papier ihrer Hand entsank

„Mein Fräulein!" sagte Feodor mit einer kalten

Verbeugung, „Ich bin sehr überrascht, Sie hier zu finden.“

„Ich nicht weniger!“ stammelte Rosa.

Es kam dem verlegenen Feodor sehr zu Statten, daß er das Blatt auf dem Boden entdeckte, das der Dame entfallen war. Er beugte sich darnach und reichte es ihr artig.

Ein schelmisches Lächeln spielte um ihre Lippen, als sie ihn jetzt ansah.

„Es gab Zeiten, Feodor, wo Sie mir kein Blatt übergeben hätten, ohne es mit eifrigem Auge zu prüfen!“ sagte sie mit herzlichem Tone und trat ihm näher.

Er blickte sie überrascht an — dieser Blick — dieser Ton — ein Seufzer zog durch seine Seele, er dachte der alten Zeit, der alten Seligkeit.

Aber mit vollem Stolze sagte er ruhig:

„Diese Zeiten sind leider vorüber!“

„Aber vielleicht nicht für immer, Feodor — Sie müßten es denn mit Gewalt so haben wollen,“ sagte sie zärtlich und hielt ihm das Blatt vor die Augen: „Lesen Sie doch — sehen Sie doch Feodor!“

Sein Auge streifte das Blatt — er erröthete und erbleichte.

Wie um sich von der Wahrheit dessen, was er sah, zu überzeugen, faßte er hastig das Blatt.

Es war kein Zweifel. Das Blatt wurde durch einen Strich in zwei Hälften getheilt.

Auf der rechten Hälfte stand der Heirathsantrag — das Concept der beiden Briefe, die er von der weißen Rose erhalten — alles von Rosa's eigener Hand geschrieben; auf der linken Hälfte waren dieselben zwei Briefe — aber von der Hand der weißen Rose, wie er sie in seinem Portefeuille hatte.

„Was ist das?" stammelte er, und immer dunkler röthete sich sein Gesicht, „Komödie — Sie haben mit mir Komödie gespielt?"

„Nein, Feodor!" entschuldigte sich Rosa lachend. „Als Sie mich beleidigten, wollte ich Ihnen zum Trotz rasch heirathen — gab dies Inserat in die Zeitung — Sie meldeten sich als Kandidat — nicht ich habe Sie gefoppt, Sie haben sich nur selbst die verdiente Srafe für Ihre Unart gegeben; ich konnte doch Ihnen gegenüber nicht als die Autorin auftreten; eine Freundin übernahm meine Rolle — ich war auf dem Technikerballe — Sie waren auch da — voilà tout! — und da haben Sie meine Hand, Feodor — küssen Sie sie!"

Sie lächelte ihn so bezaubernd an, die kleine, weiße Hand strich verführerisch an seinem Auge vorüber, — es war am Ende das Beste — er küßte diese Hand!

Der verehrte Leser — die verehrteste Leserin möge entscheiden:

„Kann ein Heirathsantrag ein poetischeres Ende nehmen?“

Aus dem Theaterleben.



I.

Im Café français sitzen drei Damen beisammen, welche sich der aufmerksamsten Bedienung zu erfreuen haben. Der vielfach in Anspruch genommene Kellner wendet sich immer wieder mit besonderer, unermüdlicher Vorliebe der weiblichen Trias zu und sucht allen Wünschen derselben zuvorzukommen. Er bringt bald frisches Wasser, bald Backwerk, denn die drei leisten im Vertilgen des letzteren wahrhaft Großartiges. Der Kaffee ist längst aus den Kannen und Tassen bis auf die letzte Spur verschwunden und die drei kauen noch immer fort.

Während sie so stumm dasitzen und eben nur die Kinnladen an ihnen zu leben scheinen, wollen wir sie genauer betrachten.

Sie repräsentiren alle Altersstufen, von der Greisin bis zur Jungfrau. Die älteste scheint

sechzig, die mittlere vierzig, die jüngste zwanzig Jahre alt zu sein. Sie tragen in ihren Gesichtern einen und denselben Familienzug zur Schau, so daß man sie für Verwandte halten müßte, wenn man auch nicht wüßte, daß die älteste die Mutter der beiden jüngeren sei.

Alle drei sind einfach aber doch so gekleidet, daß sie sich in anständiger Gesellschaft sehen lassen können.

Jetzt haben sie die Fütterung beendet und greifen zuerst nach den illustrirten Blättern und dann zu den Strickstrümpfen.

Sie stricken eine Zeitlang mit einem Eifer, als ob sie keine Strümpfe mehr im Kasten hätten. Mit der Außenwelt hängen sie nur noch durch einige pantomimische Bewegungen zusammen, mit denen sie die Grüße beantworten, welche ihnen die Herren spenden, die in den Caféſalon treten.

In der That scheint Jedermann die Damen zu kennen. Jedermann lüftet den Hut und murmelt in vertraulichem Tone:

„Guten Tag Frau Nimm!"

Nachdem die drei eine halbe Stunde lang lautlos gestrickt haben, sagt die Aelteste:

„Ich hätte nicht gedacht, daß mir heute so viele

Logen übrig bleiben werden, — man kann sich doch auf nichts mehr verlassen!"

„Es ist noch ein Glück, daß der Kassier die Logen, die wir nicht an Mann gebracht haben, wieder zurückgenommen hat!" entgegnete die Mittlere.

„Er hat sich auch gegen die Zurücknahme sehr gesträubt und es bedurfte meiner ganzen Ueberredungskunst, um ihn zu bestimmen, ein Auge zuzudrücken! Er sagte, daß er die Logen früh hätte verkaufen können, während sie jetzt, wo er schon mehrere Partien mit dem Bescheide, daß keine mehr zu haben seien, abgespeist, leer bleiben dürften! Endlich nahm er die Karten, sagte aber, daß er dem Direktor reinen Wein einschenken wolle, wenn es ihm auffallen sollte, daß so viele Logen leer seien, trotzdem ein Zugstück gegeben werde!"

„Glücklicher Weise kommt der Direktor selten in's Theater!" mischte sich die Jüngste in's Gespräch.

„Heute wäre es mir doch lieb, wenn er käme! warf die Aelteste hin. „Ich würde die Gelegenheit erfassen und wegen unseres Schützlings im richtigen Augenblicke ein Wort fallen lassen."

„Es kommt doch alles auf die Casanova an!"

meinte die Mittlere. „Wenn wir die herumbekommen, haben wir gewonnenes Spiel. Und wenn mir recht ist, so hast Du mir gesagt, daß die Casanova die Sache nicht übel aufnahm!"

„Ich habe mit ihr gesprochen und gesagt, daß es der sehnlichste Wunsch eines jungen Mädchens meiner Bekanntschaft sei, hier einen ersten theatralischen Versuch zu wagen. Ich schilderte unseren Schützling als ganz unbedeutend und betonte, welch' einen großen Gefallen sie mir erwiese, wenn sie sich dem Debut nicht feindlich gegenüberstellte."

„Da hatte sie denn auch sofort weg, daß ihr unser Schützling in das Handwerk pfuschen wolle?" bemerkte die Mittlere besorgt.

„Sie fuhr wie eine gereizte Löwin auf und rief, was will Ihr Protegé spielen? — Ich stammelte kaum hörbar: Die Gräfin Orsina, beste Casanova. Die Casanova wollte eben losfahren, als ich ihr das Wort vom Munde wegschnitt. Lassen Sie sie doch doch die Orsina spielen, wenn sie sich mit Gewalt die Flügel verbrennen will! sagte ich rasch. Nach der Casanova, neben der Casanova die Orsina spielen wollen! Es ist zum Todtlachen! Die Blamage ist aufliegend — aber

der Familie der Debutantin ist mit einem eclatanten Fiasco gedient. Die Familie sieht es nicht gern, daß das junge Mädchen mit dem Theater kokettirt — ein empfindlicher Durchfall wäre ihr gar nicht so unwillkommen! Und was kann es Ihnen schaden, beste Casanova, fuhr ich fort, wenn das Mädchen die Orsina spielt? Das Publikum wird da erst Unterschiede erkennen lernen und sich sagen, welch' einen Schatz besitzen wir an unserer Casanova. Die stümperhafte Leistung einer Anfängerin wird Ihrem künstlerischen Ruhme zur Folie dienen und nebenbei haben Sie Gelegenheit, Ihre aufopfernde Selbstverläugnung vor dem Publikum in's beste Licht zu stellen. Die Casanova ist eine gute, neidlose Collegin, wird alle Welt sagen, sie hat einer Rivalin kein Hinderniß in den Weg gelegt — was kann sie dafür, daß die Rivalin so schwach ist und sie nicht aus dem Sattel zu heben vermag?"

„Sehr gut, sehr gut!" murmelte die Mittlere mit verdoppelter Schnelligkeit strickend. „Was gab die Casanova zur Antwort?"

„Meine Vorstellungen schienen Eindruck auf sie zu machen, und sie sagte: wenn der Direktor

Ihren Schützling die Orsina spielen läßt und wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht, daß sie spielt, so mag sie sie in Gottes Namen spielen!"

„Da hätten wir denn unerwartet leicht gesiegt! bemerkte die Mittlere, indem sie den Strickstrumpf einpackte, da sie ein Blick auf die Uhr belehrt hatte, daß es Zeit sei aufzubrechen.

Die Aelteste winkte den Kellner herbei und nun wurde das Geheimniß der aufmerksamen Behandlung, deren sich die Familie Nimm im Café français zu erfreuen hatte, offenkundig. Ein überreichliches Trinkgeld, wie es selbst in diesen eleganten, im Uebrigen von der besten Gesellschaft besuchten Räumen zu den Seltenheiten gehörte, fiel in die Hände des geschniegelten Ganymed, der dafür das Kleeblatt mit zahllosen Bücklingen zur Thür hinaus complimentirte.

Die weibliche Trias lenkte ihre Schritte nach dem Theater zu, wo die älteste Nimm die wichtige Stelle einer Garderobefrau versah, während die beiden Jüngeren als Logenschließerinnen fungirten.

Wir überlassen die Aelteste des Hauses Nimm ihrem Schicksal und halten uns vorläufig an die beiden Logenschließerinnen.

Diese machen sich hier und dort etwas zu schaffen, rücken in dieser Loge einen Sessel zurecht, besehen sich in dem Spiegel einer anderen, mit besonderer Eleganz eingerichteten Loge, garniren die Sammtbrüstungen mit Theaterzetteln und werfen ab und zu einen Blick in die gähnende Tiefe des sich allmälig füllenden, halbdunklen Hauses, in welchem die Sperrsitze auf und niederklappen und die Instrumente unter der Hand der sie versuchenden Musiker jenes schrille Charivari anheben, in welchem einmal ein türkischer Gesandte den Triumph der Musik erkennen wollte.

Jetzt beginnen sich auch die Logen zu füllen und damit ist auch der Zeitpunkt gekommen, wo die jüngere Sektion der Familie Nimm ihre combinirten Operationen aufnimmt.

Ein junger, schmächtiger Mann, der recht verlebt und blasirt aussieht, tritt, von den Nimm's ehrfurchtsvollst empfangen, in eine Loge des ersten Ranges, wirft sich in einen Fauteuil, gähnt, streckt die Beine, schlägt sie dann übereinander, setzt den Nasenzwicker auf, mustert das Haus und wendet sich dann mit näselnder Stimme an die mittlere Nimm mit der Frage:

„Sagen Sie mir doch beste Nimm — he, was wollte ich doch eigentlich bemerken — ja, richtig, sagen Sie mir, sitzt denn an unserer Bühne Alles fest, als ob es angeleimt wäre? He? werden wir nicht wieder einmal eine neue Erscheinung zu Gesicht bekommen? Immer dasselbe — das ist recht langweilig!“

„Ich habe von einem jungen, reizenden Mädchen gehört, welches gar zu gern als Gast auftreten würde — aber“ —

Die Nimm verstummt, zuckt die Achseln und lächelt diplomatisch, als ob sie sagen wollte! ja, wenn ich reden wollte und könnte!

Die Züge des jungen Mannes beleben sich und er näselt:

„He? Ein junges Mädchen? Und hübsch, sagen Sie? He? Wo liegen die Hindernisse? He? Was wollte ich doch sagen? Warum läßt man das Mädchen nicht auftreten? He? Kabale? Gewiß steckt wieder diese Casanova dahinter, die Niemand, der jung und hüsch ist, neben sich dulden mag? He? Hab' ich Recht?“

Die Nimm ließ sich auf eine direkte Beantwortung der Frage nicht ein, sondern sagte schlau:

„Das junge Mädchen möchte zum erstenmale als Orsina auftreten —"

„Orsina? He? Hab' ich's nicht gesagt? Pflegt nicht die Casanova die Orsina zu spielen? He? Die Casanova ist hübsch, das läßt sich nicht leugnen — aber ich kenne schon alle ihre plastischen Attituden auswendig und ihr Lächeln ist auch immer dasselbe. Sie muß es haben stereotypiren lassen he? Und was ich sagen wollte, ja, ich bin keine Dame, mich bestechen nicht die Pariser Roben und die Wiener Hüte der Casanova — ich möchte wieder einmal ein frisches Gesichtchen auf der Bühne sehen — Milch und Blut auf den Wangen und nicht immer Schminke — ich möchte ein Paar Augenbrauen sehen, die nicht gefärbt sind — he — was ich sagen wollte — kann man das junge Mädchen nicht en passant sehen? Kommt sie nie in's Theater? He?"

„Sie läßt keine Vorstellung aus! dort sehe ich sie eben ihren Sperrsitz zuklappen!"

„Wo? wo? he? wo ist sie?"

„Wenn der Herr Graf auf die zweite Gallerie sehen wollen — schräg gegenüber — etwas mehr rechts."

„Zweite Gallerie? he?“ murmelte der junge Mann seinen Hals streckend und den Operngucker vor das mit dem Nasenklemmer bewaffnete Auge legend. „Zweite Gallerie? schräg gegenüber — he? Etwas mehr rechts — he? Ist's jenes Mädchen mit der rothen Schleife auf dem Hute?“

„Dasselbe!“

„Sie haben nicht zu viel gesagt, liebe Nimm! Das Mädchen ist allerliebst! Große, glänzende Augen — ich kann mir sie recht gut Orsinablitze schleudern denken! Das rabenschwarze Haar sticht prächtig von der weißen Hautfarbe ab — das Mädchen muß auftreten! Das wird ein Kapitalspaß werden! Ich nehme sie unter meinen Schutz — was sich machen läßt wird gemacht werden — he? wie heißt die Kleine?

„Adelheid Maienthal!“

„Allerliebst! Ein Name wie gemacht für die Bühne. Das kann sich nicht besser treffen. Ich werde meinen Onkel auf die Maienthal aufmerksam machen — ich werde ihren Namen allen Actionären des Theaters in's Ohr raunen — ein charmantes Geschöpf, in der That — was gemacht werden kann, wird gemacht werden!“

Während die mittlere Nimm den Grafen, der einflußreiche Bekanntschaften und Verbindungen hatte, für ihren Schützling einzunehmen wußte, öffnete die jüngste Nimm der Baronin Lilienstengel die Loge.

Die Baronin war eine stattliche Dame in den besten Jahren, die immer nach dem neuesten Pariser Journal gekleidet war. Ihre Mittel erlaubten es ihr, eine kostbare Robe fünf, sechsmal zu tragen und dann abzulegen. In die einfacheren Kleider theilten sich dann Kammerfrau und Stubenmädchen, während die Roben von Moire antique, von Sammt und Atlas der Casanova zu gut kamen, für welche die Baronin eine große Vorliebe hatte.

Die Casanova hatte alle Ursache, sich die Zuneigung zu schätzen, welche die freigebige Baronin für sie empfand, denn dieses Wohlwollen der vornehmen Beschützerin verhalf| ihr zu einer Garderobe, die ihres Gleichen suchte. Da jährlich vier, fünf kostbare Kleider, davon jedes mehrere hundert Gulden werth war, in die Kleiderschränke der Casanova wanderten, konnte diese ihre ganze Aufmerksamkeit den Shwals, Ueberwürfen, Spitzen und Hüten zuwenden, und Dank der Concentri-

rung der Mittel, welche andere, weniger glückliche Colleginnen nach zehn Seiten zersplittern mußten, auch auf diesem Gebiete großartige Effekte erzielen.

Vor wenigen Wochen hatte die Baronin der Casanova ein prachtvolles Damastkleid geschenkt, das sie kaum zweimal in Gesellschaft und drei, viermal auf der Promenade angehabt. Sie hatte mit einer gewissen Spannung auf den Moment gewartet, wo die Casanova mit dem Kleide auf der Bühne erscheinen und die großmüthige Geschenkgeberin durch einen nur ihr verständlichen dankbaren Blick belohnen würde.

Aber Woche um Woche verging und die Casanova legte das Kleid nicht an, obwohl sie mehr als eine Rolle spielte, für welche es sich geeignet hätte.

Noch tröstete sich die Baronin mit dem Gedanken, daß sich die schlaue Casanova das Prachtkleid für ihre Benefizvorstellung reservire, um damit ihren Colleginnen an ihrem Ehrentage die Augen auszustechen.

Das Erste, was die Baronin vornahm, nachdem sie es sich in der Loge bequem gemacht hatte, war, daß sie den Theaterzettel durchmusterte, um sich zu überzeugen, ob die Casanova spiele.

Die Nimm errieth die Gedanken der Baronin und sagte:

„Fräulein Casanova ist im zweiten Stücke beschäftigt — zuerst wird das Lustspiel gegeben, welches so sehr gefallen hat.“

„Jetzt muß bald die Einnahme der Casanova kommen — nicht wahr?“ warf die Baronin nachlässig hin.

„Es scheint auch hohe Zeit zu sein!“ entgegnete die Logenschließerin mit einem bedeutungsvollen Lächeln.

„Hohe Zeit? wozu? wie meinen Sie das?“ erkundigte sich die Baronin.

„Ich wollte nur sagen, daß es mir scheine, daß Fräulein Casanova wieder einmal geldbedürftig sei und daß es daher hohe Zeit sei, daß ihr die Benefizvorstellung einige hundert Gulden zuführe!“

„Sehr geldbedürftig? Woraus schließen Sie das?“

„Fräulein Casanova hat vor einigen Tagen ein prachtvolles Kleid verkauft, welches ich, wenn ich Casanova wäre, unter keinen Umständen verkauft hätte — wenigstens nicht, ohne mich zuvor darin einigemal auf der Bühne gezeigt zu haben!“

Die Baronin verrieth einige Unruhe. Sie fixirte die Logenschließerin, die unbefangen drein sah, scharf und sagte:

„Sie binden mir da ein Mährchen auf, Nimm! Die Casanova wird doch nicht eine solche Närrin sein, Kleider, die sie noch gar nicht benützt hat, zu verkaufen, nachdem sie ein schweres Geld gekostet haben!"

„Vielleicht gehört das Kleid, das die Casanova weggegeben hat, zu jenen, die sie nichts gekostet haben.

„Was war es für ein Kleid?" fragte die Baronin, die ihre Ungeduld nicht mehr bezähmen konnte, rasch.

„Ein herrliches Damastkleid — hochroth mit Goldstickerei — großgeblumt —"

Die Baronin bewegte den Fächer in einer so rapiden Weise, wie sie es nur zu thun pflegte, wenn sie sich in höchster Aufregung befand.

„Wer hat das Kleid, von dem Sie sprechen, gekauft?" rief sie heftig.

„Eine Hausirerin — eine Jüdin, die ein Geschäft daraus macht, abgetragene Kleider zu kaufen und wieder zu verkaufen!"

„Wissen Sie es bestimmt?“ rief die Baronin, einen durchdringenden Blick auf die jüngste Nimm richtend.

„Ganz bestimmt, Frau Baronin!“ erwiederte diese ruhig und mit der Miene eines Menschen, der sich darüber wundert, wie eine gleichgiltige Sache Jemanden in eine solche Aufregung versetzen kann. „Meine Schwester hat die Hausirerin selbst dem Fräulein Casanova recommandirt. Sie kam nach abgeschlossenem Handel mit dem Kleide zu uns und zeigte es uns — wir wunderten uns nicht, daß es die Casanova, wie die Hausirerin sagte, nicht gern und nur mit Widerstreben hergegeben. Aber die Jüdin hatte sich auf das Kleid caprizirt und ein schönes Stück Geld dafür geboten!“

Die Baronin fuhr fort sich mit dem Fächer Kühlung zuzuwehen, obwohl es noch gar nicht heiß in dem erst halbvollen Hause war. Sie schien über etwas nachzudenken und die jüngste Nimm wollte sich bereits, nicht ohne der Baronin einen schadenfrohen Blick zugeworfen zu haben, zurückziehen, als diese sie heranwinkte und fragte:

„Die Casanova spielt erst im zweiten Stücke, nicht wahr? Ich glaube, Sie sagten es vorhin?

Ja — da steht es auch auf dem Zettel — Gräfin Autrevalle: Fräulein Casanova. Gräfin — das Stück verträgt also Eleganz. Wollten Sie nicht so gut sein, auf die Bühne zu gehen und der Casanova zu sagen, ich ließe sie bitten, als Gräfin Autrevalle das Kleid anzulegen, von dem letzthin zwischen uns die Rede war. Sagen Sie nur, es läge mir sehr viel daran, sie gerade heute in dem Kleide zu sehen, und sie würde mir einen großen, einen sehr großen Gefallen erweisen, wenn sie es anzöge. Da sie erst im zweiten Stücke beschäftigt ist, so kann sie noch ganz bequem ihre Anstalten treffen, das Kleid holen lassen und auch die übrige Toilette allenfalls darnach einrichten!"

„Ich eile, Frau Baronin!"

Die Baronin saß wie auf Nadeln — sie konnte es kaum glauben, daß ihr Schützling ein von ihr kommendes Geschenk verschachern könnte, ohne dasselbe zuvor auch nur zur Schau ausgestellt zu haben — aber wie wäre die Nimm dazu gekommen, die Thatsache mit solcher Bestimmtheit und unter Angabe aller die Wahrscheinlichkeit erhöhenden Details zu behaupten, wenn sie nicht wahr wäre?

Der nächste Augenblick sollte ihr Gewißheit

geben — von diesem Augenblick hing das Wohl und Wehe der Casanova ab — er entschied über Gnade und Ungnade — war das Kleid weg, so ließ die Baronin Lilienstengel Fräulein Casanova fallen. Das war vorerst ausgemachte, festbeschlossene Sache.

Die Baronin zählte die Sekunden — sie konnte die Rückkehr der Nimm kaum erwarten.

Als diese endlich eintrat, empfing sie sie mit einem scharf prononcirten „Nun?“ dem ein Blick voll Erwartung und Spannung sekundirte.

„Fräulein Casanova,“ sagte die jüngste Nimm unbefangen, „bedauert sehr, dem Wunsche der Frau Baronin, der ihr sonst Befehl wäre, nicht entsprechen zu können.“

„Nicht entsprechen zu können — so — so — und warum nicht?“ rief die Baronin, die Gesichtsfarbe wechselnd.

„Fräulein Casanova sagte, das Kleid, welches die Frau Baronin ohne Zweifel meinten, wäre unglücklicher Weise mit Oel begossen worden und die Flecke, die es dadurch bekommen, seien so groß und so sichtbar, daß es sehr zweifelhaft sei, ob der Fleckputzer sie würde beseitigen und sie je das Kleid werde anziehen können!“

„Also mit Oel begossen!“ stammelte die Baronin indem sie sich zu bezwingen suchte. „So so — Fräulein Casanova ist doch manchmal recht unvorsichtig, vielleicht wird sie dieser Zufall belehren, ihre Kleider besser zu schonen — es wird gut sein, wenn sie sich wenigstens eine Lehre daraus zieht!“

Die Baronin lächelte recht maliziös — die jüngste Nimm las mit Vergnügen das Todesurtheil der Casanova in diesem Lächeln und ging zufrieden von dannen, als sie die Baronin mit den Worten entließ:

„Ich danke Ihnen, meine Liebe, für Ihre Freundlichkeit!“

II.

Fräulein Casanova war kaum im vollen Glanze ihrer imponirenden Schönheit auf die Bühne daher gerauscht gekommen, als sie auch schon die Botschaft der Baronin Lilienstengel ereilt und in die übelste Stimmung versetzt hatte. Sie war sich bewußt, daß sie eine verzweifelte Karte ausspiele, indem sie der Baronin sagen ließ,

daß sie nicht in dem Kleide erscheinen könne — aber es blieb nichts anderes übrig. Sie hatte das Kleid aus der Hand gegeben und konnte im Augenblick nicht darüber verfügen. Doch dachte sie bereits daran, es noch einmal, wenigstens für einen Abend, in ihre Gewalt zu bekommen und die Baronin durch den Augenschein zu überzeugen, daß sie es noch besitze. Denn, so viel war ihr klar: dem von der Baronin geäußerten Wunsche lag ein tieferer Sinn zu Grunde, die Baronin argwöhnte sicher etwas und wollte sie sich nicht um ihre Protektion bringen, so mußte sie sie überzeugen, daß sie sich mit ihrem Argwohne, dessen Ursprung vorerst nicht abzusehen war, auf falscher Fährte befinde. Für Geld und gute Worte, dachte die Casanova, würde ihr die Hausirerin das Kleid sicherlich noch einmal schaffen, selbst wenn sie es schon wieder weiter gegeben haben sollte, was noch nicht ausgemacht war.

Einen Augenblick hatte die Casanova sogar daran gedacht, einen Staatsstreich auszuführen und noch heute in dem Kleide zu erscheinen. Da sie wußte, wo die Hausirerin wohnte, wäre der Ausführung des kühnen Gedankens kein unübersteig=

liches Hinderniß im Wege gestanden, zumal sie erst im zweiten Stücke spielte. Aber sie hätte das ganze Programm des Abends, wie sie es, freilich im Widerspruche mit den Dispositionen der Regie und des Theaterzettels, entworfen hatte, über den Haufen werfen müssen. Sie hätte dann wirklich das Stück, welches der Theaterzettel als das zuerst aufzuführende bezeichnete, abwarten müssen und sie war doch mit dem festen Entschlusse auf die Bühne gekommen, durch ein sic volo sic jubeo die Ordnung des Abends umzustürzen.

Sie hatte daher kaum beschlossen, den Oelfleck zu fingiren und die Baronin mit demselben in glaublicher Art abzuspeisen, als sie sich auch schon auf einen Sessel niederwarf und, die Angegriffene spielend, den Regisseur zu sprechen verlangte.

„Ich habe einen fürchterlichen Kopfschmerz, lieber Wimmer!“ flüsterte sie, als der Regisseur vor ihr stand, mit kläglicher Stimme, der eine wo möglich noch kläglichere Geberde nachdrücklichen Succurs verlieh. „Ich kenne mich, lieber Wimmer, ich fürchte, daß dieser nervöse Kopfschmerz, der mit jeder Minute zunimmt, und jetzt schon fast unerträglich ist, in eine förmliche Migräne um-

schlägt und daß ich dann, so unlieb mir das auch wäre, die Vorstellung stören muß. Bis halb neun, wo mein Stück an die Reihe kommt, ist noch lange hin — bis dahin bin ich, ich fühle es, ganz und gar unfähig, auch nur ein verständliches Wort zu lallen, geschweige denn die Gräfin Autre=valle zu spielen!"

„Sie bringen mich zur Verzweiflung, Madame!" sagte der Regisseur. „Es fehlen zehn Minuten zu sieben — was läßt sich thun?"

„Geben Sie das Stück, in dem ich beschäftigt bin, zuerst — ich will versuchen zu spielen — ich will Ihnen, dem Direktor, dem Publikum das Opfer bringen — eine Stunde halte ich mich noch aufrecht, wenn ich alle Kräfte zusammen nehme! Ach — mein Kopf! mein armer Kopf — ich fürchte er springt! fühlen Sie nur, lieber Wimmer, wie es da hämmert!"

Der arme Regisseur war nicht in der Stim=mung, an die Schläfe der Casanova die prüfende Sonde zu legen. Er stöhnte:

„Wo denken Sie hin! Ohne Bewilligung des Direktors kann ich die Aufeinanderfolge der Stücke nicht ändern — das wissen Sie recht gut — und

dann bedenken Sie die Rücksicht, die wir dem Publikum schulden — mit einem Worte, es geht nicht!"

„Dann rufen Sie den Arzt!" hauchte die Casanova. „Ach mein Kopf — mein armer Kopf — der Arzt muß bestätigen, daß ich in diesem Zustande nicht spielen kann — aber, wie gesagt, ich hätte mich aufgerafft, ich hätte das Unmögliche gethan, ich hätte gespielt, wenn Sie nicht eigensinnig gewesen wären — wenn Sie das zweite Stück vorangesetzt hätten — wie gesagt, ich mache Sie dafür verantwortlich, wenn der Abend in die Brüche geht!"

„Sie sind eine entsetzliche Frau!" ächzte Wimmer. „Der Direktor ist, wie gewöhnlich, nicht da — und die Collegen, die im zweiten Stücke beschäftigt sind, sind auch noch nicht da —"

„Ich sehe sie alle — das Stück hat ja nur fünf Personen — und der Direktor ist in fünf Minuten zur Stelle, wenn es Ihnen Ernst damit ist, ihn herbeizurufen — Sie lassen das Orchester um fünf oder zehn Minuten später anfangen, das ist Alles! Wie gesagt, Sie tragen die Verantwortung, wenn Sie meinen guten Willen zurückweisen und mich zwingen, die Vorstellung zu stören!"

„Johann, holen Sie den Direktor!“ schrie Wimmer dem Theaterdiener zu. „Laufen Sie so schnell Sie Ihre Beine nur immer tragen — sagen Sie dem Direktor, es sei Gefahr im Verzuge, Fräulein Casanova verlange ihn zu sprechen, Fräulein Casanova müßte ihn sprechen, es sei durchaus nothwendig, daß er sich selbst hierher bemühe, das Schicksal des Abends hänge davon ab.“

Johann hatte sich kaum entfernt, als die Casanova emporschnellte und mit einem triumphirenden Lächeln auf die Garderobe zuschritt, in welcher eben die im ersten Stücke beschäftigten Damen die letzte Hand an ihre Toilette legten.

Fräulein Casanova ließ einen hochmüthigen Blick von der ersten tragischen Liebhaberin auf die heitere Liebhaberin gleiten und sagte:

„Meine Damen, ich muß Sie bitten, mir den Platz beim großen Spiegel abzutreten — das Stück in welchem ich beschäftigt bin, wird zuerst gegeben!“

„Nicht möglich!“ riefen die beiden Liebhaberinnen in einem Athem.

„Sie scheinen verwundert, meine Damen? Aber ich kann Ihnen nicht helfen, es ist doch so, ich spiele zuerst! Kommen Sie her, liebe Nimm,

und helfen Sie mir Toilette machen — doch zuvor suchen Sie Madame Geist auf und sagen Sie ihr, wenn sie es noch nicht wissen sollte, daß das Stück, in welchem wir beide spielen, die Vorstellung eröffnen wird!"

Die beiden Liebhaberinnen, welche Fräulein Casanova gründlich haßte, weil sie um zehn bis fünfzehn Jahre jünger als sie und ebenso beliebt wie sie waren, hatten den Platz vor dem großen Spiegel geräumt und sich auf die Bühne begeben, wo sie ihrem Unmuthe Luft machten. Frau Geist kam, von der ältesten Nimm gefolgt, herbeigeflogen und wurde von ihrer Collegin mit den Worten empfangen:

„Wir kommen zuerst daran, liebe Geist! Es wird Ihnen gewiß sehr angenehm sein, das zu hören — ich habe es durchgesetzt! Ich habe auch soeben die beiden jungen Künstlerinnen vom Spiegel gejagt — das Terrain ist unser — beeilen Sie sich, liebe Geist, es schlägt bereits sieben!"

Fräulein Casanova war in wenigen Minuten mit ihrer Toilette fertig und kam eben recht auf die Bühne um bei dem Einzuge des Direktors zugegen zu sein.

Der Direktor war sehr mißmuthig, da er von einer Whistparthie abgerufen worden war, deren Schicksal ihm weit mehr am Herzen lag, als das der heutigen Vorstellung.

Der Regisseur theilte ihm das Verlangen der Casanova mit, diese that durch larmoyante Geberden das Möglichste, seine Worte zu unterstützen und der Direktor gab seine Zustimmung zu der Veränderung der Tagesordnung.

„Wenn die Sachen so stehen, dann können wir noch eine Stunde im Wirthshause zubringen!" sagte der Heldenvater, der in dem Stücke beschäftigt war, das jetzt in zweiter Linie darankommen sollte. Er riß den ganzen männlichen Flügel mit sich fort. Alle wimmelten zur Schenke, die dem Theater gegenüber lag. In der Schenke fühlte sich der Heldenvater mit seinem Anhange vollkommen sicher. Ging drüben auf den weltbedeutenden Brettern etwas vor, wobei ihre Anwesenheit erforderlich war, so brauchte Johann nur zu winken — ein Sprung in die Schenke und die ganze Colonne war in einem Handumdrehen mobil.

Der Direktor hatte die veränderte Parole kaum

ausgegeben, als auch schon das Orchester die obligate Intrade begann.

Der Kopfschmerz der Casanova schien mit einemmale verschwunden zu sein — sie bewegte sich mit der Frische eines Wiesels, was dem scharfen Blicke der Frau Geist nicht entging.

Madame Geist näherte sich ihrer Collegin und sagte:

„Ist die Gesellschaft, die Sie heute bei sich sehen, zahlreich?"

Fräulein Casanova sah die Collegin betreten an — sie war offenbar nicht im Klaren, ob diese nur auf den Strauch schlage, oder vollkommen orientirt sei.

„Von welcher Gesellschaft sprechen Sie?" fragte sie rasch und ein Falkenblick begleitete die Rede.

„Mir gegenüber brauchen Sie sich nicht zu verstellen, liebe Casanova — ich durchschaue Ihre geheimsten Gedanken! Wenn man dreißig Jahre beim Theater ist —"

„So hat man auch schon manche Soirée gegeben, bei der es Einen genirte, wenn man erst im zweiten Stücke zu thun hatte — wollen Sie das nicht sagen?" fiel Fräulein Casanova der

Collegin in's Wort. „Ich leugne auch nicht — ich empfange heute einige Freundinnen bei mir und da hätte es mich in der That sehr genirt, wenn ich erst um zehn Uhr abgekommen wäre!"

„Dem kleinen ausgewählten Cirkel von Freunden — verzeihen Sie, liebe Casanova, das Wort ist mir absichtslos entschlüpft — von Freundinnen wollte ich sagen, wäre es auch nicht angenehm gewesen die liebenswürdige Hausfrau so lange entbehren zu müssen! Das begreift sich!"

Die Casanova sah das sarkastische Lächeln der Collegin, aber sie machte gute Miene zum bösen Spiele und stellte sich, als ob sie es nicht sähe. Die Bemerkung der Geist ließ nur eine Ignorirung oder eine Antwort zu, in welcher das Auskratzen der Augen die Hauptrolle spielte. Da jedoch Fräulein Casanova alle Ursache hatte, in diesem Augenblick jeden Eclat zu vermeiden, so enthielt sie sich auch mit heroischer Selbstverleugnung jedes Attentates auf die Augen der Geist. Der Tag wird schon kommen, dachte sie, wo ich Revanche für Pavia nehmen werde.

Frau Geist trat an den Vorhang heran und blickte durch eine der Oeffnungen, die den Schau-

spielern erlauben, das Publikum zu mustern und sich mit der Physiognomie des Zuschauerraumes bekannt zu machen.

„Haben Sie schon das junge Mädchen gesehen, welches bei uns auftreten will?“ fragte die Geist plötzlich, von der Gardine zurücktretend.

Fräulein Casanova war mit einem Satze bei dem Vorhange, setzte das Auge an das Loch und rief:

„Wo ist das Gänschen?“

Madame Geist sah mit Vergnügen, daß der Nadelstich die Haut geritzt habe. Sie wußte, daß die Debutantin ein Attentat auf das Rollenfach der Casanova im Schilde führe und es gereichte ihr zur größten Genugthuung, der Casanova die heutige Soirée ein wenig zu vergällen. Wenn es auch nur ein Wermuthstropfen war, den sie in die vollen Champagnerkelche träufelte — es war ihr schon mit diesem Tropfen gedient.

Darum beeilte sie sich jetzt zu erwidern:

„Blicken Sie auf die zweite Gallerie links — der siebente Sperrsitz von der Bühne an gerechnet!“

„Wenn die Maienthal — denn ich glaube,

so heißt das Gänschen — ihre Rollen so gut einstudirt hat, wie Sie sich den Platz gemerkt haben, wo sie sitzt, dann ist ihr zu gratuliren!" sagte Fräulein Casanova boshaft, indem sie sich bemühte, die Zukunftsrivalin ausfindig zu machen.

Jetzt hatte sie sie erspäht, aber es war auch die höchste Zeit. Denn schon ertönte das Signal die Bühne zu räumen — eine halbe Minute später rauschte der Vorhang in die Höhe.

Es war kein Wunder, wenn die Casanova heute ungemein zerstreut spielte und sich ein über das anderemal versprach — die Maienthal machte ihr so viel zu schaffen. Sie mußte immer wieder von Neuem hinaufblicken; am liebsten hätte sie, wenn es ohne Aufsehen zu erregen angegangen wäre, das Auge gar nicht von dem siebenten Sperrsitze auf der linken Seite der zweiten Gallerie weggewendet, so sehr interessirte sie diese Stelle, über welcher manche Stelle des Stückes zu Grunde ging.

Je länger und öfter sie hinsah, desto entschiedener mußte sie sich sagen, daß diese Maienthal hübsch, wirklich sehr hübsch war, daß sie das schönste schwarze Haar, die feinsten weißen Zähne

und ein feuriges Auge habe. Wenn ein Mädchen von zwanzig Jahren, das über solche natürliche Mittel zu gebieten hatte, die Orsina noch so stümperhaft spielte, so konnte es doch leicht geschehen, daß ihr das leicht entzündbare Parterre die Absolution gab, daß es die Leistung über der schönen Erscheinung der Debutantin vergaß.

Der erste Akt des Stückes war daher kaum zu Ende, als die Casanova die älteste Nimm bei der Hand erfaßte und sie aufforderte, ihr auf die Bühne zu folgen.

Sie brachte sie bis an das verhängnißvolle Loch, befahl ihr das Auge an dasselbe zu legen und auf die zweite Gallerie zu sehen — Sitz sieben von der Bühne an gerechnet, links.

„Was sehen Sie?“ sprach die Casanova lebhaft.

Der Garderobefrau pochte das Herz hörbar — sie hatte ihren Schützling bereits entdeckt und war auch dem Gedanken der Casanova auf der Spur.

Darum stammelte sie zaghaft:

„Das Licht blendet mich — ich bin nicht gewohnt, durch diese Oeffnung zu schauen.“

„Ich will Ihnen helfen! Ist das nicht Ihr Schützling — die Maienthal, die bei uns die Orsina

spielen will, welche auf dem von mir bezeichneten Sperrsitze sitzt — Nummer sieben, links von der Bühne?“

„Ich glaube, es ist die Maienthal!“ stotterte die Stimme.

„So — dann wird aus der Orsina nichts!“ sagte die Casanova trocken.

„Aber Sie waren doch so gütig, Fräulein, mir zu versprechen“ —

„Ich habe mich übereilt!“ schnitt die Casanova der erschreckten Garderobefrau das Wort vom Munde ab; „dieses Mädchen wird hier nicht die Orsina spielen — wenigstens mit meiner Einwilligung nicht!“

Die Nimm faßte sich bald wieder. Sie hatte während der fünfunddreißig Jahre, da sie die Funktionen einer Garderobefrau versah, schon so viel erlebt, daß sie eigentlich gar nichts mehr aus der Fassung brachte. Es ging ihr in dieser Beziehung wie der Katze, die schon so oft vom Dache auf das Pflaster gefallen war, daß sie sich eine gewisse Routine im Saltomortalegenre angeeignet hatte und nach kurzer Bewußtlosigkeit immer wieder unversehrt davon schlich.

Der Entschluß der Nimm war bald gefaßt. Ging es nicht unter freundlicher Mithilfe der Casanova, so mußte der feindliche Einfluß dieser letzteren gebrochen werden. Das war bei der Nimm sofort ausgemachte Sache und der weitere Operationsplan konnte keinem Zweifel unterliegen.

Sie verlor kein Wort mehr an die Casanova. Als ob sie sich in das Unvermeidliche fügte, schlich sie von der Bühne. Aber es war kein Rückzug, den sie da antrat, denn sie holte gleich zu einem neuen Schlage aus, während die Casanova, die dem Gegner keine so entschlossene Kriegführung zutraute und ihn für den Augenblick wenigstens in Unordnung gebracht zu haben wähnte, arglos dahinging den Regisseur zu bearbeiten, daß er den zweiten Akt beginnen lassen möge.

Die Nimm wartete, bis der Vorhang in die Höhe gegangen war. Dann sah sie sich nach dem Direktor um.

Er war noch da — da er überhaupt einmal zu einer Vorstellung gekommen war, so wollte er auch seinem Pflichtgefühl keine Schranken setzen und ausharren. Vielleicht würde er sich auch in diese Unkosten nicht versetzt haben und nach Hause

gegangen sein, um die unterbrochene Whistpartie wieder aufzunehmen, wenn der Intendant nicht zufällig auf die Bühne gekommen wäre, um sich zu erkundigen, ob der Unfall vom vorigen Abend, wo die Norma durch die Ungeschicklichkeit des Requisiteurs brennendem Spiritus zu nahe gekommen war, keine weiteren Folgen gehabt habe.

Der Direktor war rathlos dagestanden und hatte dem Frager keinen Bescheid zu geben gewußt. Er hatte längst vergessen, daß gestern die Norma gewesen, und von dem, was sich während der Vorstellung ereignet hatte, kein Sterbenswörtchen erfahren.

Jetzt gab er strenge Ordre, daß man ihm von besonderen Vorfällen stets am folgenden Morgen benachrichtigen möge.

Nachdem er sich auf diese Art gegen jegliche Zukunftsinterpellation des Intendanten gewappnet zu haben glaubte, zog er sich im Gefühle vollständiger Sicherheit hinter die letzte Couliße zurück, wo ihn die Nimm erspähte und sich ihm mit den Worten näherte:

„Ich habe eine Bitte, Herr Direktor! Ein junges, begabtes Mädchen ist von dem Wunsche

beseelt, sich der Bühne zuzuwenden und ihre Kräfte bei Gelegenheit eines Debuts, durch dessen Bewilligung Sie sie glücklich machen können, zu erproben."

„Sie wissen, daß ich Niemanden auftreten lassen darf, der nicht schon an einer größeren Bühne thätig gewesen!" sagte der Direktor verdrießlich.

„Von dieser Seite droht kein Hinderniß. Es wird meine Sache sein, dem Mädchen zu einem zwei= oder dreimaligen Auftreten an einem größeren Theater zu verhelfen, so daß sich mein Schützling mit vollem Recht wird schreiben können: Adelheid Maienthal vom Theater in L."

„Es scheint Ihnen sehr viel an dem Mädchen gelegen zu sein?" forschte der Direktor.

„Ich sage nicht nein, Herr Direktor! Es dürfte übrigens auch in Ihrem Interesse liegen, das Mädchen hier auftreten zu lassen. Sie ist sehr hübsch und hat Mittel — und zwar nicht blos natürliche Mittel. Sie hat eine glänzende Garderobe und Sie würden keinen Schaden davon haben, wenn sie dieselbe ein Jahr lang hier zur Schau stellte. Denn um Alles auf einmal zu sagen — mein Schützling möchte sich hier als Volontair

verwenden lassen, ohne auf Gage Anspruch zu machen. Gelingt es ihm, sich binnen einem Jahre in der Gunst des Publikums festzusetzen, so ist er bereit, sich für ein Geringes engagiren zu lassen. Sie zahlen heute der ersten Liebhaberin dreitausend Gulden und dabei droht sie Ihnen noch täglich, Ihrem Theater den Rücken zu kehren — in meinem Schützling können Sie sich binnen ein, zwei Jahren eine erste Liebhaberin heranziehen, die nur die Hälfte kostet und keine Prätensionen macht!"

Der Direktor fühlte sich bei seiner schwächsten Seite gefaßt und wurde nachdenklich. Er war ein erklärter Feind hoher Gagen und der Gedanke, eine erste Liebhaberin, die mehr aus Passion als aus Gelddurst Comödie spielte, zu aquiriren, erschien ihm sehr lockend. Er fühlte sein Wohlwollen für den unbekannten Schützling der Nimm sehr steigen, zumal er sich auch sagte, daß die Nimm ganz die Person dazu war, Jemanden für den sie sich interessirte, in jeder Beziehung die Wege zu ebnen.

„Wenn Ihr Schützling — wie nannten Sie ihn doch?" —

„Adelheid Maienthal!"

„Also wenn diese Maienthal“ sagte der Direktor, „wirklich so hübsch und talentirt ist, wie Sie sie schildern und wenn sie wirklich einen Contrakt unterschreibt, der sie, im Falle das Publikum an ihr Gefallen findet, durch vier Jahre an mein Theater bindet, zwei Jahre nämlich als Volontairin und zwei Jahre mit mäßiger Gage, dann ließe sich, was das Debut anlangt, Rath schaffen. In welchem Stück will sie sich zum erstenmale produciren?“

Die Nimm wußte, daß jetzt der entscheidende Moment gekommen sei, welchem gegenüber alles Uebrige zu bedeutungslosen Präliminarien zusammenschrumpfte. Sie sagte nicht ohne Zagen halblaut:

„Das Mädchen hat eine krankhafte Vorliebe für die Orsina und möchte um Alles in der Welt zuerst in Emilie Galotti auftreten!“

„Was fällt Ihnen ein!“ rief der Direktor fast zurückprallend. „Die Orsina! Ist das Mädchen bei Sinnen? Sind Sie selbst bei gesundem Verstande? Die Orsina! Haben Sie die Casanova vergessen? Die hält die Orsina mit den Zähnen fest!“

„Ich weiß es! Aber wenn es gelänge die Casanova zu entfernen?“ —

„Zu entfernen? Die Casanova zu entfernen? Sind Sie bei Trost, Nimm? Die Casanova hat dreitausend Gulden Gage, klammert sich an ihre Stellung an, ist beliebt, brauchbar —“

„Sie haben mich mißverstanden, Herr Direktor! Ich wollte nur sagen, wenn es gelänge, die Casanova zeitweilig zu entfernen —

„Ah so! Aber auch daran ist nicht zu denken! Die Casanova nimmt keinen Urlaub, sie läßt das Spielhonorar nicht im Stich! O dieses Spielhonorar — ich war sehr unvorsichtig, als ich ihr ein so hohes Spielhonorar bewilligte!“

„Aber, Herr Direktor,“ schnitt die Nimm den Stoßseufzer des Prinzipals ab, „setzen wir den Fall, die Casanova bäte dennoch um einen vierwöchentlichen Urlaub, würden Sie ihn bewilligen?“

„Wenn sie während der Urlaubsdauer auf die Gage und das Spielhonorar verzichtete, warum nicht?“

Die Nimm schwieg einen Augenblick kleinlaut. Sie kannte die Casanova durch und durch, kannte ihre entwickelte Geldliebe und verhehlte sich daher auch keinen Augenblick, welche geringen Chancen

eigentlich ein Versuch habe, sie zur Verzichtleistung auf Gage und Spielhonorar zu vermögen.

„Wenn das Unglaubliche geschieht, Herr Direktor,' 'sagte sie endlich, „wenn die Casanova unter Verzichtleistung auf Gage und Spielhonorar Urlaub nimmt — sind Sie dann bereit Emilie Galotti mit der Maienthal als Orsina auf den Zettel zu setzen?"

„Warum nicht?" lachte der Direktor.

III.

Fräulein Casanova betrachtete sich im Spiegel und fand, daß Alles gut sei. Sie war soeben mit ihrer Toilette fertig geworden, die zwei Stunden in Anspruch genommen hatte. Noch lagen die Pinsel umher, mit denen sie den mandelförmigen Schnitt ihrer Augen vervollständigt und den Glanz der Augenbrauen erhöht hatte; noch dufteten all' die Seifen und Wässer, mit denen sie die Haut aufgefrischt hatte, um sie weich und elastisch zu machen.

Jetzt warf sie den letzten prüfenden Blick auf das ganze Ensemble und fand, wie gesagt, daß

Alles gut war. Die Zähne saßen fest und waren blendend weiß, sie versprachen vollkommen ihre Schuldigkeit zu thun, so lange man ihnen nicht zumuthete Nüsse zu knacken oder Zwieback zu zerbeißen. Das Haar von unnachahmlicher Ebenholzschwärze bauschte sich zu einem mächtigen Bau in die Höhe, daß man schier nicht erkennen konnte, wo die Zone der natürlichen Vegetation endete und die künstliche Haarzucht begann.

Alles war vortrefflich arrangirt, nur einige kleine gelbe Flecke verunstalteten die Haut und stachen gegen die blendende Weiße derselben ab.

Diese gelben Flecke, gegen welche sich selbst die Glicerinseife ohmächtig erwiesen hatte, beunruhigten die Schauspielerin in hohem Grade. Sie glaubte wahrzunehmen, daß sie sich von Tag zu Tag weiter ausbreiteten und der blendenden Weiße des Teints immer mehr Abbruch thaten. Sie hätte etwas darum gegeben, wenn sie sich diese kleinen gelben Streifen hätte aus der Haut herausschneiden können, denn sie hütete ihre Schönheit mit krampfhafter Ausdauer. Sie fürchtete nichts so sehr als das Alt- und Häßlichwerden und so oft sie einen Blick in die Journale that, befiel sie ein geheimes

Grauen. Sie zitterte vor der Möglichkeit, daß ein boshafter Rezensent die Entdeckung gemacht haben könnte, daß Fräulein Casanova nicht mehr ganz jene blühende Jugendfrische habe, welche diese oder jene Rolle erfordere. Eine solche Bemerkung, wenn auch noch so schonend ausgedrückt, wäre, wenn nicht ihr Tod so doch gewiß einer der größten Unglücksfälle gewesen, die sie je betroffen hatten.

Die künstlerischen Leistungen der Casanova durfte man angreifen und zerzupfen — es machte sie nervös, es ärgerte sie, aber sie ertrug die Nadelstiche und setzte ihnen stumme Verachtung entgegen. Ihre Schönheit aber vertheidigte sie wie die Löwin ihr Junges und die leiseste Anzweiflung derselben hätte sie als ein Majestätsverbrechen behandelt.

Jetzt meldete das Stubenmädchen den Herrn Wendland.

Alsbald verschwand Alles, was noch an die Geheimnisse der Toilette erinnerte und geeignet gewesen wäre, auf den Proceß der Vervollkommnung der äußeren Erscheinung, der soeben seinen Abschluß gefunden, einiges verrätherische Licht zu werfen.

Herr Wendland war ein Fünfziger; er trug seinen kahlen Kopf mit Anstand und setzte seine wankenden Füße mit der Zierlichkeit eines Tanzmeisters.

„Gnädiges Fräulein," sagte er im Eintreten, „verzeihen Sie, daß ich Sie störe. Ich werde Ihre kostbare Zeit nicht lange in Anspruch nehmen — es würde mich aber untröstlich machen, wenn ich dann mit dem Bewußtsein fortginge, Sie vielleicht in dem Studium einer wichtigen Rolle unterbrochen zu haben!"

„Machen Sie sich deswegen keine Sorge, bester Wendland!" sagte die Schauspielerin, den Besuch mit einem reizenden Lächeln beglückend. „Sie sind immer willkommen, immer gern gesehen, wann Sie auch kommen mögen! Sie haben mich in Nichts unterbrochen und gestört, denn ich träumte eben müssig vor mich hin!"

„Sie machen mich glücklich durch diese Versicherung, mein Fräulein!" hauchte Herr Wendland, Platz nehmend. „Ich bin gekommen, weil ich hörte, daß Sie nächstens Ihre Einnahme haben werden. Sie wissen — oder wissen vielleicht auch nicht, daß ich es mir nie nehmen lasse, diesen

Ihren Ehrentag in bescheidener Weise auf meine Art zu feiern!"

Herr Wendland drehte verlegen seinen Hut in der Hand und senkte das Auge zu Boden.

Fräulein Casanova reichte ihm ihre zarte, weiße Hand, die von lauter weichen, feinen Spitzen umgeben war und flüsterte:

„Ich weiß es, lieber Wendland, ich weiß es! Wie hätte mir eine so zarte, rührende Aufmerksamkeit entgehen können! Ich habe alle Ihre Kränze aufgehoben. Wenn ich einen distinguirten Besuch erwarte, wenn ein Künstler von Rang hier gastirt, dann lege ich die prächtigen Lorbeerkränze, die Sie mir gespendet haben, zur Schau aus — wenn es auf mich allein ankäme, würde ich das ganze Jahr an ihrem Anblick mich erfreuen, aber ich fürchte den Neid und die Klatschsucht der Collegen, vor deren Augen ich sorgfältig Alles verberge, was wie eine Selbstüberschätzung gedeutet werden könnte. Wir erwarten den berühmten Charakterspieler Welf zu einem längeren Gastspiele — ich kenne Welf — wir sind von früher her befreundet — Sie dürfen es mir nicht abschlagen, Sie müssen mit Welf einen Abend bei mir zubringen — dann wer-

den Sie sich überzeugen, wie hoch ich Ihre Kränze halte, lieber Wendland — kein theueres Haupt wird fehlen!"

„O mein gnädigstes Fräulein!" stammelte Wendland, die Hand der Schauspielerin an seine Lippe führend. „Sie verschwenden Ihre Huld an einen Unwürdigen — einen Abend mit dem berühmten Welf — und bei Ihnen — ich kann mich kaum fassen — kann kaum darauf zurückkommen, was mich eigentlich zu Ihnen geführt hat — Sie wissen, das heißt, es wird Ihnen vielleicht nicht entgangen sein, daß bei Ihrer letzten Einnahme die Ungeschicklichkeit einer Mittelsperson Veranlassung war, daß der Lorbeerkranz, den ich mir, wie gewöhnlich, erlaubte Ihnen zu Füßen zu legen, in einem unpassenden Augenblick geworfen wurde!"

„Es hätte nicht viel gefehlt, und die Graudenz hätte sich ihn zugeeignet!" fiel Fräulein Casanova Herrn Wendland fast in die Rede.

„So war es, und es wäre dann doch nicht angegangen, daß ich vor Fräulein Graudenz hingetreten wäre und gesagt hätte: Sie entschuldigen, mein Fräulein, aber die Huldigung war nicht Ihnen zugedacht, der Kranz gehört dem Fräulein Casa-

nova! Eine solche Aufklärung hätte jedenfalls ihre Schwierigkeiten gehabt, die Sache wäre in's Publikum gedrungen, wäre glossirt und mißdeutet worden — die Leute lieben es ohnehin, über das Werfen der Kränze Witze zu machen — man darf ihnen doch nicht Wasser auf ihre Mühlen zuführen!"

„Sie haben Recht, lieber Wendland! Sie sind ein diskreter Mann — jede Huldigung, die von Ihnen ausgeht, hat doppelten Werth!"

„Sie erdrücken mich durch Ihre freundliche Anerkennung!" stammelte Wendland verklärten Gesichtes. „Um jedes unliebsame quiproquo aus dem Wege zu räumen, habe ich mir erlaubt Sie zu bitten, mir freundlichst die Stelle anzudeuten, bei welcher Sie mit Blumen überschüttet zu werden wünschen!"

„Wie poetisch Sie sich ausdrücken, lieber Wendland!" lächelte die Schauspielerin, die Hand des Glücklichen drückend. „Ich weiß wirklich nicht — ob es vielleicht nicht am zweckmäßigsten wäre wenn" —

„Mißverstehen Sie mich nicht, gnädiges Fräulein," fiel Wendland der Zögernden in's Wort, „es ist nicht die Rede von dem Lorbeerkranze, der

Ihnen zu Füßen liegen soll, sobald Sie zum erstenmal die Bühne betreten und auch nicht von dem Riesenbouquet, das Ihren letzten Abgang zu verherrlichen bestimmt ist, sondern wie gesagt von einem Blumenregen, der bei einer passenden Scene die Bühne in einen Garten verwandeln soll — Rosen auf den Weg gestreut, sagt der Dichter — jetzt, wo unzurechnungsfähige Leute diese Graudenz, die nicht würdig ist, Ihnen die Schuhriemen aufzulösen, in den Himmel heben, wird dieses Blumenimpromptu eine erhöhte, so zu sagen eine demonstrative Bedeutung gewinnen."

Fräulein Casanova bezeichnete Herrn Wendland die Stelle, bei welcher sie mit Blumen überschüttet zu werden wünschte, und dieser fuhr, nachdem er seiner Dankbarkeit einen überströmenden Ausdruck geliehen, fort:

„Es ist wirklich pyramidal, wie diese Graudenz gegenwärtig vergöttert wird! So lange man nur im Parquet vor Entzücken die Augen verdrehte, mochte es hingehen — aber seit die Kritik in das Halloh mit einstimmt, seit der „Tagesanzeiger" der Graudenz eine Hymne nach der anderen singt, seit sogar der nüchterne „Beobachter" in die Ver-

himmelung einstimmt, ist es nicht mehr zum Aushalten!"

Die Casanova zupfte an den Spitzen ihrer Manchetten und nestelte die Armbänder abwechselnd auf und zu, was auf keine rosige Stimmung hindeutete.

„Haben Sie," fuhr Wendland fort, „die Kritik im heutigen Beobachter gelesen?"

„Ich lese nichts!" versicherte Fräulein Casanova heftig. „Ich lese gar keine Kritik!"

„Daran thun Sie sehr wohl, meine Gnädige! Sie ersparen sich da manche Aufregung, manchen unangenehmen Augenblick — denn es ist wirklich taktlos, wie man mit anerkannten Künstlerinnen ersten Ranges umspringt, seit diese Graudenz den Leuten die Köpfe verdreht! Denken Sie sich nur, der „Beobachter" widmet der Graudenz in dem heutigen Theaterberichte siebzehn Zeilen und Sie fertigt er mit fünfthalb Zeilen ab — ich versichere Sie, mit fünfthalb kühlen Zeilen! Ich habe das Blatt vor Aerger zerrissen!"

„Wenn der Beobachter wüßte, daß ich auch diese fünfthalb Zeilen nicht lese, würde er sich in Zukunft vielleicht noch kürzer fassen!" rief die Casanova aufgeregt.

„Das thut der Beobachter und wenn das schon am grünen Holze geschieht, was soll man erst vom „Tagesanzeiger“ erwarten?“ fuhr Herr Wendland fort sich zu ereifern und seiner Entrüstung Worte zu leihen. „Der „Beobachter“ hat doch noch fünfthalb Zeilen für Sie — der „Tagesanzeiger“ schreibt aber einen förmlichen Leitartikel über die Leistung der Graudenz und hängt daran die impertinente Phrase an: Fräulein Casanova wirkte verdienstlich mit! Wirkte verdienstlich mit! Welche Sprache! Sollte man nicht meinen, daß von Fräulein Piske oder sonst einer Schauspielerin dritten, vierten Ranges die Rede ist? Seit wann wirkt eine Casanova verdienstlich mit?“

„Ich bin Ihnen wirklich sehr verbunden, Herr Wendland, daß Sie mich bezüglich dessen, was die Kritik über mich sagt, auf dem Laufenden erhalten!“ sagte die Casanova gereizten Tones. Wäre ihr nicht gar so viel an der Freundschaft des Kränzewerfers gelegen gewesen, so hätte sie es ihn sicherlich entgelten lassen, daß er ihr den Inhalt der letzten Rezensionen so ausführlich mitgetheilt!

„Sie haben den besten Theil erwählt, gnädiges Fräulein!“ schloß Wendland salbungsvoll, indem

er sich erhob. „Nichts lesen, das ist das Wahre! Indem man nichts liest, zahlt man diese Federfuchser am besten aus!"

Die Casanova konnte sich nicht enthalten spitzig zu bemerken:

„Leider erfährt man, selbst wenn man nichts liest, das Ungünstige, was über Einen geschrieben wird, doch immer. Gute Freunde und hämische Colleginnen tragen es Einem zu — da wird auf der Probe so lange geflüstert und gewispert, bis man jedes Wort der boshaften Rezension auswendig weiß, ohne es gelesen zu haben!"

„Ich sehe, daß das Künstlerthum auch seine Dornen hat, von denen der Laie nichts ahnt!" lispelte Wendland theilnahmsvoll.

„Die Blumen der Kunstfreunde bieten reichlichen Ersatz für diese Dornen!" sagte die Casanova beziehungsvoll, sich zu einem Lächeln zwingend.

Herr Wendland war kaum verschwunden, als Fräulein Casanova dem Stubenmädchen klingelte.

„Wo sind die Journale?" rief sie der Eintretenden entgegen und riß ihr die Blätter aus der Hand.

„Das Weib hat sie etwas später als gewöhnlich gebracht!“ entschuldigte sich das Mädchen.

„Und Du hast sie wieder, wie gewöhnlich, zuerst durchstudirt?“

Ein Wink des Fräuleins veranlaßte das Mädchen, sich unsichtbar zu machen.

Fräulein Casanova ließ ihre Wuth zuerst an dem „Beobachter“ aus, zerknitterte ihn und murmelte dabei:

„Ich muß mir ein Stubenmädchen anschaffen, das nicht lesen kann! Woher soll eine solche Person den Respekt gegen die Herrschaft nehmen, wenn sie täglich liest, wie dieser der Kopf gewaschen wird! Aha, da steht's! Fräulein Casanova! wie spitzig und kahl! Oben heißt es: unsere treffliche Graudenz — neckischer Kobold — der Zauber natürlicher Anmuth — aber wer zwingt mich, die Elogen, welche dieser Mensch der Graudenz macht, zu lesen? Ich werde wirklich nichts mehr lesen — ich werde vom nächsten Ersten alle Journale abschaffen — aber ich muß doch lesen, was er von mir sagt — Fräulein Casanova zeichnete die Gestalt in etwas scharfen Umrissen —

da haben wir's — warum mußte ich es erst lesen, der gute Wendland sagte es mir ja, daß es nur fünfthalb Zeilen seien, die Augen werde ich also wohl nicht daran verlieren. In scharfen Umrissen also — doch leuchtete überall die bewährte Meisterschaft hervor. Bewährte Meisterschaft, das läßt sich hören — es ist nicht so schlimm, als ich mir's dachte — der Narr von einen Wendland hat übertrieben — er meint es gut, man muß ihm etwas zu gut halten — vielleicht meint es auch der „Beobachter" nicht so schlimm — fünfthalb Zeilen sind freilich unverzeihlich —"

Das eintretende Stubenmädchen machte dem Monolog ein Ende.

„Was giebt's wieder?" herrschte ihr das Fräulein entgegen.

„Der Bediente der Frau Mohren ist da" rapportirte das Mädchen. „Frau Mohren läßt sich empfehlen und das gnädige Fräulein bitten, ihr sagen zu lassen, ob das heutige Stück so beschaffen ist, daß sie die beiden Kleinen ohne Gefahr in's Theater nehmen kann!"

„Das fehlt Einem noch!" sagte die Casanova verdrießlich. „Ich bin gerade in der Stimmung,

mich als Auskunftsbureau zu etabliren! Ich weiß gar nicht, was heute im Theater ist!"

Fräulein Casanova griff nach dem „Tagesanzeiger" aber anstatt sofort auf der letzten Seite den Theaterzettel in's Auge zu fassen, fesselte sie die Rubrik „Theater" mit magnetischer Gewalt. Sie las die Kritik vom ersten bis zum letzten Wort und als sie bei der Schlußphrase: „Fräulein Casanova wirkte verdienstlich mit," angekommen war, zitterte sie vor Aufregung. Als sie aber den lauernden Blick des Stubenmädchens auf sich haften fühlte, faßte sie sich und sagte rasch:

„Ich lasse mich Frau Mohren empfehlen und würde rathen, die Kleinen zu Hause zu lassen!"

„Nächstens errichte ich ein theatralisches Moralitätsassekuranzbureau und werde gegen eine kleine Jahresprämie besorgten Eltern alle möglichen Auskünfte geben!" sagte die Schauspielerin ärgerlich zu sich selbst.

Das Stubenmädchen meldete Herrn Schmeile.

Das Gesicht der Schauspielerin erhellte sich, sie trat Herrn Schmeile mit gewinnender Herzlichkeit entgegen.

„Sie machen sich selten Herr Schmeile — ich

habe Sie schon eine Ewigkeit nicht gesehen!" rief sie, dem Besuch zuerst die Hand und nachher einen Platz neben sich auf dem Sopha bietend. „Heute ist mir Ihre Erscheinung vollends ein Labsal. Sie kommen wie gerufen — Sie werden gelesen haben, wie geringschätzig man mich behandelt — es machen sich Einflüsse geltend, die ich nicht zu bekämpfen vermag — aber ich will wenigstens etwas thun, sie zu paralysiren!"

„Wenn ich Ihnen kann dienen bei dem Paralysiren, so zählen Sie auf mich!" sagte Schmeile, seinen fettigen Hut mit den handschuhlosen Fingern streichelnd, als ob er die igelförmig aufwärts starrenden Haare zur Ruhe lullen wollte, was ihm jedoch nicht gelang. „Haben Sie einige Ausschnitte, die ich kann unterbringen irgendwo?"

Schmeile gab die schüchternen Versuche, die borstigen, abstehenden Haare seines röthlich glänzenden Hutes zur Niederlassung zu bewegen auf, und begann ein Haar nach dem andern aus seinem röthlichen Schnurrbarte auszurupfen. Doch warf er nie eines der auf diese Art entwurzelten Haare von sich, ohne es zuvor erst gegen das Licht gehalten und genau besichtigt zu haben. Und wenn

er es endlich fallen ließ, so suchte er es noch lange auf dem Teppich oder auf den Parketten und sandte ihm, wenn er es endlich gefunden hatte, einen melancholischen Blick nach.

„Die Ausschnitte fallen jetzt sehr mager aus, bester Schmeile!“ sagte die Schauspielerin mißmuthig. „Um mit Ausschnitten paradiren zu können, müßte man Graudenz heißen! Ich habe nur zwei kleine Ausschnitte aus dem „Beobachter“, vielleicht können Sie sie wo unterbringen!“

„Geben Sie sie her, die Ausschnitte — ich werde sie unterbringen in der „theatralischen Lampe“ und im „Coulissenmoniteur!“ sagte Schmeile, seine Hand ausstreckend.

Die Schauspielerin ließ die Stellen, die sie aus den Recensionen der Lokalblätter herausgeschnitten hatte in die dargereichte Hand gleiten und sagte:

„Sie werden begreifen, lieber Schmeile, daß mir um so mehr an den auswärtigen Blättern gelegen sein muß, je frostiger mich die Lokalblätter behandeln. Gerade jetzt wären mir Correspondenzen, die mich in bescheidener Weise hervorheben würden, sehr angenehm —“

„Ich werde schreiben in alle Theaterblätter, die mir zu Gebot stehen und werde überall sagen, daß es nur drei Sterne am theatralischen Horizonte giebt: Die Ristori, die Crelinger und die Casanova!"

„Ich würde Ihnen rathen, die Crelinger aus dem Spiele zu lassen, man könnte sonst leicht auf den Gedanken kommen, daß ich so alt sei wie die Crelinger — und das wäre mir unangenehm!"

„Also werde ich nichts sagen von der Crelinger und für sie substituiren die Seebach oder die Rettich, oder wenn Sie wollen die Goßmann. Ich kenne zwar weder die Crelinger, noch die Ristori, noch die Seebach — aber was thut das?"

Schmeile riß sich mit ungeheuerer Anstrengung und unter fürchterlichen Grimassen wieder ein Haar seines Schnurrbartes aus und kokettirte mit demselben in gewohnter Weise, ehe er sich für immer davon trennte.

„Vielleicht könnten Sie in Ihren Correspondenzen ein wenig über unsere Lokalblätter und unsere Rezensenten losziehen?" legte die Schauspielerin Schmeile nahe.

„Das will ich thun, wenn Ihnen damit ge-

schieht ein Gefallen! Ich kann ohnhin die hiesigen Blätter nicht leiden — keines druckt etwas von mir. Und auch die hiesigen Rezensenten sind mir zuwider — keiner thut sprechen mit mir, Alle sehen sie so vornehm auf mich herab, als ob sie wären etwas Besseres als ich. Aber ich will's ihnen eintränken — ich will sie vernichten mit meiner Feder in der „Lampe“ und im „Coulissenmoniteur“. Ich will kein gutes Haar an ihnen lassen — sie sollen dastehen in ihres Nichts durchbohrendem Gefühl!“

Da Schmeile im Augenblick keinen der gehaßten Männer vor sich hatte, so mußte er sich damit begnügen, sich selbst wieder ein Haar auszureißen.

„Dann habe ich noch eine Bitte an Sie, lieber Herr Schmeile!“ flüsterte die Schauspielerin.

„Sie haben zu befehlen, gnädiges Fräulein, nicht zu bitten!“ bemerkte Schmeile galant.

„Es würde mir ein großer Gefallen geschehen, wenn meine Biographie in irgend ein Journal käme — ich habe hier eine kleine Skizze entworfen, in welcher Alles vorkommt, was ich betont wünsche!“

„Geben Sie her die Biographie! Ich werde sie unterbringen im Coulissenmoniteur!"

Schmeile langte nach dem zerknitterten Blatte, welches die Schauspielerin etwas verlegen in der Hand hin und her drehte, als ob sie überlegte, ob sie sich davon trennen sollte.

Endlich sagte sie erröthend:

„Ich rechne auf Ihre Diskretion, lieber Schmeile! Sie dürfen nicht lachen über meine häßliche Pfote — wir Künstler können uns nicht viel mit dem Schreiben abgeben. Es fehlt uns auch an Zeit um uns mit dem veränderten System vertraut zu machen, welches man gegenwärtig in der Orthographie eingeführt hat."

„Die Nachwelt wird für jeden eigenhändig geschriebenen Brief der Casanova doch bezahlen zehn bis fünfzehn Groschen Courant!" sagte Schmeile galant. „Auf die orthographischen Fehler kommt es nicht an, die hält man den Damen immer zu gut!"

Die Schauspielerin sah Schmeile betreten an. Ein eigenthümlicher Gedanke schien ihr aufzusteigen und sie streifte den Journalisten mit einem mißtrauischen Blicke.

„Ich will nicht hoffen,“ rief sie, sich zu einem Lächeln zwingend, „daß Sie die Billets, die ich Ihnen in meiner Harmlosigkeit ab und zugehen lasse, als Autographe behandeln und an Liebhaber abgeben?“

Schmeile wich jeder direkten Antwort aus und begnügte sich zu bemerken:

„Ich kann Ihnen geben die Versicherung, daß ich von Ihren harmlosen Briefen bisher immer nur gemacht habe den harmlosesten Gebrauch!“

Schmeile betonte das Wort „harmlos“ in so verdächtiger Weise, und verzog dabei seinen breiten Mund zu einem so mephistophelischen Lächeln, daß ihn die Schauspielerin neuerlich fast verstört fixirte.

„Schmeile!“ rief sie heftig; „täuschen Sie mich nicht — was haben Sie mit meinen Briefen angefangen? Ich erinnere mich, daß ich so unvorsichtig war, zuweilen eine Bemerkung über den Direktor und meine Collegen in diese Briefe einfließen zu lassen, in welchen ich Ihnen die Auffassung dieser oder jener Rolle von meinem Standpunkte aus andeutete —“

„Ich habe in meinen Kritiken auch immer hervorgehoben die Auffassung, wie Sie mir sie

angedeutet! Sie haben keine Ursache sich zu beklagen über mich!"

„Bleiben Sie bei der Sache, Schmeile! Der Gedanke, daß meine Briefe in unrechte Hände gerathen, daß sie der Direktor oder eine meiner Colleginnen in die Hände bekommen könnte, bringt mich aus aller Fassung — wo haben Sie meine Briefe, Schmeile? Gestehen Sie, Sie haben sie als Autographe verkauft —"

„Wo denken Sie hin?" vertheidigte sich Schmeile, ohne im Geringsten beleidigt zu sein. „Was würde ich bekommen für Ihre Briefe? Doch nicht den zehnten Theil davon, was sie werth sind in meiner Hand! Ihre Briefe gebe ich um keinen Preis aus der Hand — sie sind zu pikant! Wenn sie bekannt würden ihrem ganzen Inhalte nach, würden sie eine gewaltige Verwirrung anrichten bei unserem Theater! Ich glaube, Sie müßten abreisen mit dem nächsten Zuge! Haben Sie doch in denselben an allen Ihren Collegen und Colleginnen, an Regie und Direktion, ja an den Rezensenten selbst eine schärfere Kritik geübt, als Schmeile je eine solche in seinen essigscharfen Kritiken übte!'

„Schmeile!“ rief die Schauspielerin empört. „Wenn ich Sie recht verstehe, so heben Sie meine Briefe als ebensoviele Waffen gegen mich auf, um sich ihrer gelegenheitlich zu bedienen?“

Schmeile zuckte mit den Achseln, riß sich ein Haar seines Schnurrbartes aus, besah es gelassen, warf es weit von sich, und erlabte sich noch eine geraume Weile an dem Anblicke desselben, da er es in seinem röthlichen Schimmer auf dem grünen Teppich rasch herausgefunden hatte.

„Ich begreife nicht, warum Sie mich so scharf thun inquiriren!“ sagte er ruhig. „Sind wir nicht auf gutem Fuße? Habe ich Ihnen Ursache gegeben zur Unzufriedenheit? Ich glaube, eben so wenig als Sie mir! Und so lange wir gute Freunde bleiben, kann es Sie wenig kümmern, was ich mache mit Ihren Briefen, die doch sind mein unbezweifeltes Eigenthum — oder nicht?“

„Das wohl — aber wenn wir uns einmal entzweien sollten — man kann nicht wissen, dann —“

„Dann habe ich ein Kapital an den Briefen!“ fiel Schmeile der Schauspielerin in's Wort! „Aber warum sollten wir uns entzweien? — Der Fall

ist gar nicht denkbar — also lassen Sie uns zurückkommen auf Ihre Biographie!"

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen noch trauen kann, Schmeile!" sagte Fräulein Casanova besorgt und zögernd.

„Auf ein Dokument mehr oder weniger kommt es doch nicht mehr an!" lachte Schmeile. „Und was könnte ich auch anfangen mit Ihrer Biographie? Höchstens das ich könnte zum Besten geben Ihr wahres Geburtsjahr!"

„Das würden Sie umsonst darin suchen!"

„Nun also dann ist keine Gefahr dabei! Also wann wollen Sie sein geboren?"

„Gehen Sie über meine Geburt ganz hinweg — sagen Sie auch nicht, wie viele Jahre ich an dieser oder jener Bühne wirkte — betonen Sie nur, daß ich als halbes Kind meine künstlerische Laufbahn begonn! Verweilen Sie bei meinen besten Rollen —"

„Ich will sie zergliedern, daß Sie sollen Ihre Freude haben an mir und sich wieder ganz ausgesöhnt fühlen mit mir!"

„Aber in Wahrheit, Schmeile es genügt mir nicht, wenn Sie die Biographie in den Coulissenmoniteur bringen!"

„Also will ich sie mit anderen Worten auch bringen in die theatralische Lampe!“

„Auch dort wird sie viel zu wenig Beachtung finden! Am liebsten sehe ich sie in einer Illustrirten Zeitung —“

„In Begleitung eines Porträts?“

Die Casanova bejahte rasch.

„Das wird viel kosten!“

„Koste es, was es wolle!“

„Das wird sehr viel kosten!“ dehnte Schmeile noch bedenklicher. „Ich habe es zwar im Coulissenmoniteur und in der theatralischen Lampe hundertmal wiederholt, daß Sie eine zweite Ristori sind — aber es glaubt es doch noch nicht alle Welt! Es kann leicht sein, daß die Redakteure der illustrirten Blätter noch nichts gehört haben von Ihnen und dann erleben wir eine Blamage und erhalten Bild und Manuscript zurück!“

„Giebt es denn gar kein Mittel?“

„O doch! — aber es kostet sehr viel!“

„Ich sagte Ihnen schon — der Kostenpunkt ist Nebensache!“

„Dann geben Sie mir Ihre Photographie!“

„Wozu?“

„Ich werde Sie schneiden lassen in Holz! Und wenn ich habe den Holzstock, dann schicke ich Stock und Manuscript an die Redaktion jener illustrirten Zeitung, die ich solchem Halbschwindel für zugänglich halte, und stelle die Bitte, Porträt und Biographie als Inserat aufzunehmen, jedoch so zu placiren, daß es das Aussehen gewinnt, als wäre der Artikel: „„Flora Casanova — eine Künstlerbiographie““ von der Redaktion ausgegangen!“

„Sie sind ein kostbarer Mensch, Schmeile, Sie wissen immer Rath!“ rief die Schauspielerin entzückt.

„Noch Eines!“ rief Schmeile ehe er sich empfahl „Wollen Sie erscheinen im bürgerlichen Costume oder im Costume einer Rolle? Ich muß doch Bedacht nehmen darauf im Texte!“

„Was ist Ihre Meinung, Schmeile?“

„Ich bin für das Classische — immer für das Classische! Wie wär's, wenn Sie sich photographiren ließen als Eboli, hingegossen auf das Sopha — die Laute in der Hand, schmachtenden Blickes“ —

„Ich kann nur wiederholen — Schmeile — Sie sind ein Goldmensch! Ich werde mich als Eboli photographiren lassen — recht groß“ —

„Es wird viel kosten!“ warnte Schmeile. „Aber mir kann's gleich sein — ich hole mir übermorgen die Eboli und besorge den Holzstock!“

Schmeile war kaum zur Thür draußen, als der Hausarzt der Schauspielerin gemeldet wurde.

Der Doktor kam regelmäßig zweimal der Woche um sich nach dem Befinden der Theaterprinzessin zu erkundigen, die mit ängstlicher Sorgfalt über ihre Gesundheit, mehr aber noch über ihre Schönheit wachte.

Der Doktor hätte eigentlich den Titel eines Conservators der Schönheit führen sollen. Die Casanova brachte so vielerlei Mittel, ihren natürlichen Reizen künstlich zu Hilfe zu kommen, in Anwendung, daß sie einen Kunstverständigen brauchte, der sie vor Fehlgriffen bewahrte.

Seit sie es einmal schaudernd erlebt, daß eine ihrer Colleginnen, die sich eines Haarfärbemittels bedient, blaue Haare statt rabenschwarzer bekommen hatte, wollte sie nichts auf eigene Faust unternehmen und holte bei jedem Wässerchen, bei jeder Pomade, bei jedem Zahnpulver, welches die Zeitungen anpriesen, erst das Urtheil eines Sachverständigen ein. Als solcher empfahl sich aber der verschwiegene Arzt am Besten.

Doktor Cosmeticus machte heute ein sehr bedenkliches Gesicht. Er sah die Schauspielerin immer wieder von Neuem an und schüttelte beharrlich den Kopf.

„Sie machen mich ängstlich, Doktor!" rief die Schauspielerin. „Finden Sie mich schlecht aussehend, daß Sie mich mit einem so kritischen Blick fixiren?"

„Ich finde Sie nicht so schön, wie gewöhnlich — und das macht mich besorgt!" murmelte der Doktor. „Besonders Ihr Teint —"

„Mein Teint?" schrie Fräulein Casanova und stürzte zum Spiegel.

„Ja, Ihr Teint hat nicht jene strahlende Weiße, die ihn sonst auszuzeichnen pflegt! Gestehen Sie es nur gnädiges Fräulein, Sie haben sich über etwas heftig alterirt — vielleicht mit einer Collegin gezankt — ein Auftritt auf der Probe — ein zurückgetretener Aerger über eine ungünstige Kritik" —

„Nichts von alledem — das letztere aber am allerwenigsten, denn Sie wissen, lieber Doktor, ich lese nichts, rein gar nichts als meine Rollen" —

„Dann kann ich mir die gelben Flecke auf

Ihren Wangen — um Ihre Augen nicht erklären!"

„Gelbe Flecke!" stöhnte die Schauspielerin und sank verstört in's Sopha. „Gelbe Flecke — um Gottes Willen, lieber Doktor, was soll ich anwenden, rathen Sie mir, helfen Sie mir — wenn ich meinen Teint verlieren sollte" —

„Künstliche Mittel scheinen nicht verfangen zu wollen — wir müssen an natürliche denken! Sie müssen auf die frische Luft" —

„Wie kann ich? Ich komme kaum zum Studiren — wie soll ich spazieren gehen?"

„Die Stadtluft würde Ihnen auch wenig nützen! Ihren Teint kann nur ein Mittel auf die Dauer herstellen — es ist kostspielig, unbequem, aber probat. Wenn Sie es vier Wochen lang brauchen, können Sie alle Wässer entbehren — nichts wird dann die strahlende Weiße Ihres Teints trüben und nebenbei werden Sie Ihre Nervosität, diese Schönheitsmörderin par excellence gründlich los werden!"

„Dies Mittel — sprechen Sie, Doktor!" drängte die Schauspielerin, die mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit ihre Schönheit hütete und sich der

Verzweiflung nahe fühlte, sobald sie auch nur die leiseste Spur eines Verfalles derselben wahrzunehmen glaubte.

„Sie müssen ein Seebad benützen!“ sagte der Doktor entschieden.

„Ein Seebad! Wo denken Sie hin?

„Ich denke nur das Eine, das für Sie Wichtigste, daß es Sie um zehn Jahre verjüngen, daß es Ihre Schönheit, Ihren Teint auf zehn Jahre hinaus neu begründen und festigen wird!“

„Aber die Kosten! der Urlaub!“

„Aber die Schönheit, deren Erhaltung es gilt!“

„Aber die Gage, auf die ich während der Urlaubszeit verzichten muß! Und die Spielhonorare!“

„So spielen Sie denn auf Kosten Ihres Körpers!“ sagte der Doktor achselzuckend. „Ihnen kann nur Luft, frische Seeluft und Seewasser gründlich helfen. Das Andere sind nur Palliative, mit denen Sie über eine kleine Zeit hinwegvoltigiren können — dann aber bricht die Maschine um so sicherer zusammen!“

„Sie meinen also wirklich“ —

„Daß Ihnen ein Seebad vortreffliche Dienste thun wird? Allerdings! Sie werden sich darnach

verjüngt fühlen, Ihr Teint wird den aller neidischen Colleginnen überstrahlen!“

„Aber die Gage! die Spielhonorare!“

„Nehmen Sie sechs Wochen Urlaub!“

„Sechs Wochen gar!“ entsetzte sich die Casanova.

„Lassen Sie mich ausreden! Vier Wochen stärken Sie sich im Seebade — die letzten vierzehn Tage treten Sie irgendwo auf — Sie schlagen mit dem Gastspiele gewiß die Kosten der Badereise heraus und können sich leicht über die verlorene Gage trösten!“

„Ein Gastspiel? Das ist ein Gedanke! Den hat Ihnen ein guter Geist eingegeben!“ rief die Casanova elastisch.

„Sie kehren dann nicht nur gekräftigt und in voller Schönheitsglorie, sondern auch mit einem Triumphe zurück, denn zu einem solchen muß doch Ihr Gastspiel führen!“

„Sie haben Recht — ein Gastspiel wird's thun — ich werde mir ein Seebad in der Nähe einer großen Stadt wählen — Hamburg oder Triest — Stettin oder Bremen, so daß ich aus dem Bade gleichsam gleich auf die Bühne steigen kann! Schade, daß Schmeile erst übermorgen kommt

— er muß mir des Gastspiels wegen an die Hand gehen — abgemacht, Doktorchen, ich gehe in ein Seebad!"

IV.

Einige Wochen sind verstrichen.

Der Frühling hat Fortschritte gemacht und warmer Sonnenschein liegt über der Landschaft.

In den Sommergärten haben die Wirthe bereits einige Tische als vorgeschobene Sommerplänkler in's Freie hinausgerückt und kühne Sterbliche, denen es nicht darauf ankommt, ob sie sich eine Grippe holen, schlürfen an diesen Tischen ihren Kaffee.

Die Meisten gehen freilich an diesen Vorposten einer mit Macht hereinbrechenden milderen Jahreszeit phlegmatisch vorüber und denken im Stillen: das sind Narren, die sich hier mit Gewalt eine Erkältung zuziehen wollen.

Aber die heroischen Kaffeetrinker nehmen von dieser höchstens pantomimisch geäußerten Kundgebung der Meinung der Mehrheit keine Notiz, sie begnügen sich mit dem Bewußtsein, die Bahn-

brecher einer bessern Zeit, die Pioniere des Frühlings zu sein. Um dieses erhebenden Bewußtseins willen läßt man sich einen Schnupfen, eine leichte Halsentzündung oder ein rheumatisches Zahnweh gern gefallen.

Unter der unerschrockenen Frühlingsgarde finden wir die Familie Nimm.

Die drei Nimm stricken wie gewöhnlich, wenn sie beisammen sind und nichts anderes zu thun haben.

Und beim Stricken sprechen sie wie gewöhnlich.

Nachdem der Kellner das Kaffeegeschirr weggeräumt hat, beginnt die älteste Nimm mit einem rekognoscirenden Blicke, der ihr die Ueberzeugung verschafft, daß ringsumher Niemand sitze, der freien Meinungsäußerung also keine Schranken gesetzt sei:

„Die Casanova geht also wirklich in ein Seebad!“

Die drei Nimm begegneten sich in einem lächelnden Blicke und sahen schlau darein.

„Das hat Doktor Cosmeticus gut gemacht!“ sagte die mittlere Nimm.

„Das hat er gut gemacht!“ intonirte die jüngste Nimm kichernd.

„Wir sind in seiner Schuld!“ bemerkte die Aelteste.

„Aber noch ist nicht Alles gewonnen!“ meinte die Mittlere. „Die Abreise der Casanova ebnet uns zwar den Boden und beseitigt die Hauptschwierigkeit — aber es gibt noch genug Steine des Anstoßes, über die wir stolpern können! Die Casanova läßt hier einen Parteigänger zurück, mit dem ein Anbinden gefährlich ist!“

„Du meinst Schmeile?“ fragte die Mittlere.

Die Aelteste nickte mit dem Kopfe.

Es entstand eine augenblickliche Pause.

Die drei strickten mit einer Schnelligkeit, als ob es gälte, eine Wette auszutragen oder als ob alle drei Strümpfe heute noch fertig gebracht werden müßten, koste es was es wolle.

Endlich nahm die mittlere Nimm wieder das Wort:

„Wenn wir Schmeile für unseren Schützling interessiren könnten!“

„Unter gewöhnlichen Umständen wäre das keine Unmöglichkeit!“ bemerkte die Aelteste. „Schmeile ist eitel und von sich eingenommen — wenn es Adelheid über sich brächte zu ihm hinzugehen und

ihn um seine Protektion anzugehen, so hätte sie ihn in der Tasche."

„Daran habe ich auch schon gedacht!" fiel die Mittlere ein." Noch besser wäre es, wenn sie sich einige Andeutungen über die Auffassung dieser oder jener Rolle von ihm erbäte! Das würde ihn vollends außer Rand und Band bringen, wie ich ihn kenne!"

„Das würde doch Alles nur in dem Falle verfangen, wenn unser Schützling der Casanova nicht in's Handwerk pfuschte!" bemerkte Nimm I. besorgt.

„Sobald Schmeile hören wird, daß Adelheid ihr Debut auf Kosten der Casanova in Scene zu setzen, daß sie die Orsina zu spielen beabsichtigt, wird er wüthen und leidenschaftlich gegen sie zu Felde ziehen!"

„Ja, ja, das wird er!" seufzte Nimm II. „Er ist unbedingter Schleppträger der Casanova und geht mit ihr durch Dick und Dünn."

„Und er ist gegenwärtig um so gefährlicher, als er, wie es allgemein heißt, das Referat für die Wespe übernehmen wird!" mischte sich Nimm III. in's Gespräch.

„Bisher hat er doch nur correspondirt und die „theatralische Lampe" und den „Coulissenmoniteur"

lasen die wenigsten Leute. Die Blätter wurden wohl von einigen Caffee's und von diesem oder jenem Schauspieler gehalten, in's große Publikum drangen sie aber nicht. Die Wespe wird aber als ein Lokalblatt Jedermann lesen und wenn Schmeile wirklich Rezensent der „Wespe" wird, so erhält er eine bisher ungeahnte Bedeutung. Er wird eine Persönlichkeit, mit der man abrechnen muß, die man nicht mehr ignoriren kann."

Die drei strickten wieder eine geraume Weile ohne ein Wort zu wechseln — sie schienen über Schmeile's steigenden Stern nachzudenken.

Jetzt legt Nimm III. den Strickstrumpf auf den Tisch und sah die beiden anderen Nimm mit einem sieghaften Blicke an.

Es mußte in aller Wirklichkeit ein großer Gedanke sein, daß er sie bestimmen konnte, in ihrer Thätigkeit inne zu halten und den zwei übrigen Strickerinnen den Vorsprung einiger hundert Maschen zu gönnen.

Von diesem Gesichtspunkte schienen auch Nimm I. und Nimm II. die Sache aufzufassen, denn sie sahen Nimm III. verwundert an als ob sie ihren Augen nicht trauten.

„Wie wär's," flüsterte die jüngste Nimm, „wenn wir Schmeile mit der Casanova entzweiten?"

Die beiden älteren Nimm schüttelten die Köpfe, fühlten sich jedoch von dem Vorschlage der Jüngsten so angezogen, daß auch sie die Strümpfe fallen ließen ohne die Maschen zu achten, welche dabei mitfielen, und einander ansahen.

„Schmeile und die Casanova entzweien!" wiederholte Nimm die Aelteste, nachdem sie sich von ihrer sprachlosen Erstarrung ein wenig erholt und von Neuem schüttelte sie den Kopf, dießmal noch heftiger als vorhin. „Es wäre ein Meisterstreich — aber wie es anfangen? Ich sehe keine Möglichkeit!"

„Doch! doch!" rief die jüngste Nimm, die sich den Gedanken am meisten klar gemacht hatte. „Ich glaube, es könnte gehen, wenn wir die Sache am rechten Ende anfangen. Schmeile ist verliebter Natur — die Casanova imponirt und gefällt ihm. Er trägt sich vielleicht mit dem geheimen Gedanken, einmal bei ihr Hahn im Korbe zu werden. Er ist vielleicht bei ihr noch nicht mit der wahren Farbe herausgerückt, denn er ist schlau und will sich erst eine feste Position bei ihr schaffen, sich

ihr unentbehrlich machen. Die Casanova merkt auch, wo hinaus er will, und um ihn nicht zu verletzen, hält sie ihre Liebesaventuren sorgfältig vor ihm verborgen. Ich habe das letzthin einmal gesehen. Ich stand in der Nähe der Thür, durch welche die Schauspieler das Haus zu verlassen pflegen. Es war Opernabend und die Casanova war eine halbe Stunde in der Theaterloge gewesen. Ich hatte sie beobachtet und gesehen, wie sie mit dem Fabrikanten, der ihr jetzt den Hof macht, einige Zeichen des Einverständnisses getauscht hatte. Um zu sehen, wie sich die Sache abwickeln werde, hatte ich an der Ausgangsthür Posto gefaßt. Da kam die Casanova mit dem Fabrikanten. Sie war verschleiert und ging ihrem Anbeter rasch voran. Sie wollte eben den Fuß vor die Thür setzen, als sie Schmeile erblickte. Er stand in der Nähe einer Laterne und schien in die Betrachtung eines Barthaares versenkt, das er sich ausgerauft haben mochte. Wenigstens hielt er den Arm gegen die Gasflamme, als ob er etwas besichtige. Dabei hatte er momentan dem Theater den Rücken zugewendet. Die Casanova profitirte von dieser Stellung — ich sah deutlich,

wie sie zurückprallte, sobald sie Schmeile erkannt hatte, wie sie sich zu ihrem Begleiter kehrte, um ihm etwas zuzuflüstern, worauf derselbe das Theater allein verließ, während sie ihren Abzug durch eine andere Thür bewerkstelligte, die Schmeile nicht hütete."

„Daraus läßt sich allerdings der Schluß ziehen, daß die Casanova nicht will, daß Schmeile einen Einblick in ihre Beziehungen zu ihrem dermaligen Anbeter gewinne!" sagte die älteste Nimm, welche die Spannung noch immer abhielt, den Strickstrumpf zur Hand zu nehmen. „Sie fürchtet offenbar in Schmeile's Augen zu verlieren, wenn er erführe, daß sie einen Liebhaber hat."

„Da brauchte man also Schmeile nur eifersüchtig zu machen!" bemerkte die Mittlere.

„Ein anonymer Brief würde genügen!" sagte die Aelteste.

„Die Wirkung wäre gleich Null!" warf die Jüngste lebhaft ein. „Schmeile würde gereizt werden und die Casanova durch einige Nadelstiche verwunden — er würde vielleicht sogar aufhören, sie fanatisch zu tragen — aber er bliebe doch für sie eingenommen. Unser Schützling hätte wenig

gewonnen. Im Gegentheil könnte die Sache sehr zu Adelheid's Nachtheil ausschlagen. Denn sobald die Casanova sich durch unseren Schützling bedroht sehen würde, machte sie gewiß Schmeile solche Avancen, daß die Allianz Schmeile-Casanova intimer als je würde!"

„Da läßt sich also gar nichts machen — wie ich es gleich sagte!" meinte die mittlere Nimm trostlos.

„Doch, doch!" rief die Jüngste. „Es läßt sich etwas machen, wenn man die beiden unheilbar auseinander bringt — aber da hilft kein anonymer Brief, da hilft nur ein persönliches Rencontre. Die Casanova ist leidenschaftlich, unbesonnen, heftig — wenn sie in Zorn geräth, geht ihr der Verstand durch. Darauf und auf Schmeile's verletzte Eitelkeit baue ich meinen Plan!"

„Wenn dieser Plan nur nicht zu complizirt ist!" meinte die älteste Nimm. „Wenn dann ein Rädchen unversehens seinen Dienst versagt, so leidet das ganze Projekt Schiffbruch und wir haben unsere Stellung muthwillig untergraben."

„Sei ohne Sorge!" beruhigte die jüngste Nimm. „Der Plan ist ganz einfach, wenn auch Alles

darauf ankommt, daß Eines in das Andere eingreift. Aber warum wären wir beim Theater, wenn wir etwas nicht so zu arrangiren verstünden, daß es klappt?"

„Laß sehen, wie weit Du es in der Einfädlung einer Intrigue gebracht hast!" ermunterte die älteste Nimm ihren Sprößling, indem sie wohlwollend lächelte und den Strickstrumpf wieder zur Hand nahm.

„Schmeile schreibt in die „theatralische Lampe" und in den „Coulissenmoniteur", begann die jüngste Nimm. „Die Casanova weiß das natürlich."

„Das versteht sich von selbst," warf die mittlere Nimm ein, „der Coulissenmoniteur" wird ja der Casanovamoniteur genannt."

„Es käme also zuvörderst darauf an, in eines der Blätter, der Uebereinstimmung und der Wirkung wegen womöglich in beide, Aufsätze zu schmuggeln, in welchen die Casanova verrissen wird."

„Nichts leichteres als das!" rief die älteste Nimm. „Beide Blätter gehören ja Theateragenten, die nicht im besten Rufe stehen. Wer einen Bericht einschickt und fünf Thaler beilegt, kann sicher sein, daß er gedruckt wird. Je beißender er

ist, desto besser — der Agent, der das Blatt in seinem geschäftlichen Interesse herausgibt, weiß dann, daß er zwei Fliegen mit einer Klappe schlägt und ein doppeltes Geschäft macht. Er hat das Geld für den Aufsatz und die Gewißheit, daß der letztere an dem Orte, für den er berechnet ist, Sensation macht und dem Blatte leicht aus dieser oder jener Ursache einen oder den anderen neuen Abonnenten zuführt."

„Wir verfertigen also zwei Correspondenzen, in welchen der Casanova hart zugesetzt wird und senden sie unter Beischluß von je fünf Thalern an die beiden Blätter."

„Ich verstehe!" rief die mittlere Nimm lebhaft. „Wenn die Casanova die Briefe liest, muß sie glauben, Schmeile habe sie geschrieben. Der Gedanke, daß er Fronte gegen sie mache, und sich von ihr abzuwenden beginne, muß sie gegen ihn erbittern und in eine gereizte Stimmung bringen, die nur eine Gelegenheit braucht, um zu explodiren!"

„Aber um diese Wirkung zu erzielen, müssen die Correspondenzen sehr vorsichtig abgefaßt sein!" sagte die älteste Nimm bedächtig. „Sie müssen in

Ausdrücken gehalten sein, die Schmeile zu gebrauchen pflegt — wir müssen ihm einige Floskeln und Wendungen abgucken. Er gebraucht gern Fremdwörter, spricht gern von glänzender Faktur, von fascinirender Parure, von eblouissantem Effekt und exorbitanten Leistungen. Das müssen wir ihm nachschreiben. Dann müssen wir die Casanova zuerst loben — die Sache muß ganz so aussehen, als ob Schmeile eine Schwenkung machte und diese macht man doch nicht plötzlich und ohne vermittelnden Uebergang. Wir wollen also der Casanova bezüglich ihrer bisherigen Wirksamkeit Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zum Schlusse aber andeuten, daß sie sich auf abschüssiger Bahn zu befinden scheine, daß die Tage ihres Glanzes vorüber seien und daß sie zu äußeren Kunstmitteln zu greifen beginne, um sich noch einige Zeit auf der bisherigen Höhe zu halten. Dann lassen wir einfließen, daß ihr die Graudenz gewaltige Concurrenz mache und daß sich die Graudenzpartei täglich durch Ueberläufer aus dem Lager der Casanova verstärke!"

„Wie wäre es, wenn wir als Anekdote den Fall brächten, wo die Casanova durchsetzte, daß das auf dem Theaterzettel als Nummer zwei an=

gesetzte Stück zuerst gespielt wurde?" bemerkte die mittlere Nimm. „Wir könnten durchblicken lassen, daß die Casanova an jenem Abend bei sich Gesellschaft hatte — das gibt Gelegenheit, über ihren Mangel an Kunstsinn den Stab zu brechen, und zu bedauern, daß sie sich nicht mehr mit so pietätvollem Eifer ihrer Aufgabe hinzugeben pflege wie bisher — und nebenbei wird gerade diese Anekdote dazu beitragen, Schmeile zu erbittern und eifersüchtig zu machen. Wenn die Casanova an jenem Abend Gesellschaft hatte, wer war dann bei ihr, wird er fragen? Dann ist's auch Zeit, daß wir den anonymen Brief loslassen, der Schmeile vollends die Augen öffnen soll. Der Brief wird auf einen aufgewühlten Boden fallen und seine Schuldigkeit thun."

„Damit bin ich einverstanden!" gab die jüngste Nimm zu. „Aber ehe wir den Brief an Schmeile abgehen lassen, müssen wir genau wissen, wann die Casanova von ihrem Anbeter regelmäßige Besuche anzunehmen pflegt. Haben wir dies ausgeforscht, dann theilen wir es Schmeile mit und schärfen so seine Eifersucht. Wir werden ihn in dem anonymen Briefe fragen, ob er blind sei, daß

er allein nicht sehe, daß die Casanova ihren Spott mit ihm treibe? Nicht nur, daß sie sich von Anderen den Hof machen lasse, so mache sie sich auch noch gegen Collegen über ihn lustig, indem sie ihn als schmachtenden, girrenden Seladon darstelle, der auf jeden ihrer Winke lausche und keine Ahnung davon habe, daß er der Dupirte sei. Wenn er an der Wahrheit dessen, was man ihm da schreibe, zweifle, so möge er sich nur an dem und jenem Tage um diese oder jene Stunde bei der Casanova einfinden. Er würde dann sehen, daß er der Gefoppte sei, denn er würde entweder, wenn der begünstigte Anbeter bereits bei der Casanova sein sollte, mit dem Bescheide abziehen müssen, daß das Fräulein nicht zu Hause sei, oder aber, wenn der Anbeter noch nicht da sein sollte, an der Verstörtheit der Dame sehen, daß sie Jemanden erwarte und ihn um jeden Preis los werden wolle."

„Der Plan ist gut!" stimmte die älteste Nimm zu. „Erwartet die Casanova ihren Liebhaber, muß sie glauben, daß er jeden Augenblick kommen kann, so wird sie wie auf Nadeln sitzen, gereizt, kurz, heftig, unruhig sein. Sie wird trachten, Schmeile um jeden Preis zu entfernen und dazu werden

ihr die Artikel im Coulissenmoniteur und in der theatralischen Lampe, für deren Verfasser sie Schmeile halten wird, eine willkommene Handhabe bieten. Sie wird eine Scene provoziren, Schmeile ihr nichts schuldig bleiben, ein Wort das andere geben, Schmeile sie wüthend verlassen" —

„Dann schmieden wir das Eisen, so lange es warm ist!" fiel die jüngste Nimm der ältesten in's Wort, indem sie, um ihrer Rede mehr Nachdruck zu geben, den Zwirnknäuel in die Höhe hob. „Dann schicken wir Adelheid zu Schmeile, sie wird ihn in einer empfänglichen Stimmung finden, der Haß gegen die Casanova wird ihr zum besten Empfehlungsbriefe dienen und es ist nichts Unmögliches, daß Schmeile die Orsina unseres Schützlings eben so warm lobt, wie er sie heute in der Luft zerreißen würde!"

Die drei Nimm sahen einander an und ihre Blicke strahlten vor innerer Genugthuung.

Dann sahen sie auf die Uhr und legten wie auf ein Commandowort das Strickzeug zusammen.

Der Kellner hatte bereits mit Ungeduld diesen Augenblick erwartet.

Ihn fröstelte es längst in seinem leichten Fracke

und er hätte gern die Boutik gesperrt, denn die Nimm's waren die letzten Gäste — alle übrigen hatten längst zum Rückzuge geblasen.

V.

Wieder sind einige Wochen vergangen.

Die Dinge haben sich ganz so abgewickelt, wie es die Familie Nimm vorhergesehen hatte.

Zwischen der Casanova und Schmeile war es zu einem Auftritte gekommen, der noch weithin seine Schatten werfen sollte. Nicht eine Schlacht — ein Schlachten war's gewesen; Schmeile hatte der Schauspielerin bittere Wahrheiten in sarkastischer Form gesagt und sie ihre Abhängigkeit von ihm recht fühlen lassen. — Die Casanova hatte sich erhoben wie ein Tiger und in ihrem Grimme unbesonnene Worte gesprochen, die sich durch nichts wieder gut machen ließen.

Schmeile hatte die Faust in der leeren Tasche geballt, als er sich wieder in frischer Luft befand.

„Das werde ich Dir gedenken!“ hatte er zu sich selbst gesagt, als er das Schlachtfeld räumte,

ungerührt durch das Schluchzen der Casanova, die sich eben erst von einer kurzen Ohnmacht erhoben hatte, um wie eine Furie in ihrem Zimmer umher zu rasen.

„Das werde ich Dir gedenken!“ wiederhallte es jetzt stündlich in Schmeile's Innerem, das durch die Katastrophe in hohem Grade aufgewühlt worden.

Schmeile hatte nun auch eine prächtige Gelegenheit, sein Müthchen an der Casanova zu kühlen, denn die „Wespe“ war in's Leben getreten und er fungirte als ihr wohlbestellter Rezensent.

Das wußte die Casanova und machte krampfhafte Anstrengungen, Schmeile zu versöhnen und neuerdings an sich zu fesseln.

Sie dachte an die gefährlichen Briefe, die sich in seinen Händen befanden und vermehrte die Zahl derselben noch um einen, in welchem sie ihr schönstes Lied sang. In gewählten Ausdrücken und so orthographisch als möglich lud sie Schmeile zu Tisch ein — kein Zweiter, schrieb sie in verlockender Weise, wird sich bei dem harmlosen Mahle zwischen mich und Sie drängen — Sie kommen, nicht wahr?“

Schmeile las den Brief, griff in sein Porte-

monnaie, legte den letzten Gulden, den er in demselben fand, in die Hände des Stubenmädchens, welches das Billet gebracht hatte und sagte:

„Der Gulden gehört Ihnen, damit Sie keinen Schaden leiden, wenn ich die Einladung ausschlage — sagen Sie dem Fräulein, ich lasse mich empfehlen und bedauere sehr, nicht kommen zu können — ich bin für denselben Tag schon zu einer Landpartie geladen, an welcher auch Fräulein Graudenz theilnimmt!"

Schmeile wußte, daß der Dolchstoß tödtlich sein würde und lächelte in sich hinein. Er hatte den Triumph theuer erkauft — der letzte Gulden war darüber flöten gegangen — aber er fühlte sich stolz wie ein Spanier und ungemein zufrieden mit sich selbst.

Er zündete sich zuerst eine Cigarre und dann den Spiritus an, bei dem er sich selbst seinen Kaffee zu bereiten pflegte.

Schmeile wollte schreiben, und er schrieb nie, ohne eine Tasse schwarzen Kaffee's neben sich stehen zu haben.

Er hatte gelesen, daß Schiller beim Produziren durch schwarzen Kaffee seinen Lebensgeistern zu Hilfe

zu kommen pflegte und er liebte es, in die Fußtapfen großer Männer zu treten.

Nachdem er mit der Bereitung des Kaffee's fertig geworden, nahm er ein Blatt weißen Papiers und sah es lange bedeutsam an. Dann riß er sich in aller Gemächlichkeit ein Barthaar aus, hielt es gegen das Licht, warf es von sich, suchte es in gewohnter Weise auf dem Fußboden und ließ, nachdem er es endlich gefunden, seinen Blick lange melancholisch auf demselben haften.

Dann machte er einen herzhaften Schluck aus der dampfenden Kaffeeschale, blies den Rauch der Cigarre weit von sich, besah die Stahlfeder, tauchte sie in das blauschwarze Naß und schrieb auf das weiße Blatt resolut das Wort:

T h e a t e r.

Nachdem er diese große That vollbracht hatte, sprang er auf, ging lebhaften Schrittes im Gemache auf und nieder, riß sich ein zweites Barthaar aus, fuhr sich durch das Haar und warf sich endlich wieder auf den Sessel, nicht ohne zuvor der Tasse von Neuem zugesprochen zu haben.

Nun schrieb er wirklich.

Er schrieb, strich das Geschriebene wieder aus

und hatte nach langem Feilen die Genugthuung zu erleben, daß er einen ganzen Satz zu Stande gebracht hatte, den er sich zur Aufmunterung selbst vorlas.

Der Satz lautete:

„So wie Herr Schreier den Wallenstein spielte, hat sich Schiller diese Heldengestalt gedacht.“

Schmeile labte sich eine geraume Weile an dem Anblicke des Satzes, den er soeben auf's Papier geworfen, führte dann eine neue Razzia gegen seinen Bart aus und endigte damit, daß er aufsprang, einen Folianten aufschlug, und in demselben mit Begierde las.

Es gehörte mit zu den Eigenthümlichkeiten der Art, wie Schmeile zu produciren pflegte, daß er sich nie absolute Unfehlbarkeit zutraute, sondern immer andere Kritiker zu Rathe zog. Er befand sich immer im Besitze einiger Jahrgänge längst eingegangener Theaterjournale, die an anderen Orten erschienen und am Platze ganz unbekannt waren. So oft er nun in die Lage kam, über ein klassisches Stück schreiben zu müssen, zog er diese Journale zu Rathe. Er verglich seine Ansichten mit den Meinungen der Rezensenten, die vor zwan-

zig, dreißig Jahren über dieselben Stücke geschrieben hatten, über welche er nun seine Meinung abgeben sollte. Das Resultat dieser vergleichenden Studien war immer, daß er sich den älteren Ansichten conformirte und sein Urtheil in Worte faßte, welche mit jenen, die seine Vorgänger über dieselben Stücke gebraucht hatten, merkwürdig übereinstimmten.

Mit Hilfe dieser vergleichenden Studien wurde er auch heute mit der Wallensteinrezension nach zwei Stunden glücklich fertig.

Er wollte eben zu anderen Arbeiten übergehen, als an die Thür gepocht wurde.

Ein junges Mädchen, welchem zwei ältere Damen assistirten, trat schüchtern in Schmeile's Zimmer und führte sich mit einer Bitte um Verzeihung ein, wenn sie ungelegen komme.

Schmeile legte sein Gesicht in ernste Falten und erkundigte sich nach den Wünschen der jungen Dame, an deren Stelle die älteste Nimm das Wort nahm.

Die beiden in Jahren vorgerückteren Mitglieder der Familie Nimm waren es nämlich, unter deren Schutz sich das junge Mädchen gestellt hatte.

„Fräulein Adelheid Maienthal,“ sagte die älteste Nimm, „wünscht sich der Bühne zu widmen. Sie glaubt jedoch über ihre ganze Zukunft keine endgiltige Entscheidung treffen zu dürfen, ehe sie nicht die Wohlmeinung eines in Kunstsachen gewiegten Denkers eingeholt hat.“

Schmeile verneigte sich geschmeichelt und bot der Kunstnovizin einen Sessel an, während er sich selbst auf einem zweiten niederließ. Ein weiteres Möbel, das von den beiden Nimm zu flüchtiger Session hätte in Beschlag genommen werden können, war nicht vorhanden und Schmeile ignorirte diesen Umstand in ungalanter Weise, indem er es den beiden Gardedamen überließ, sich nach Belieben zu postiren.

„Wenn ich Sie recht verstehe, mein Fräulein,“ sagte Schmeile, während seine Hand nach einem Barthaare austastete, das dem Untergange geweiht werden sollte, „so sind Sie zu mir gekommen, um mir einige Proben Ihres Talentes zu geben“ —

„So anmaßend ist das Fräulein nicht!“ fiel die älteste Nimm dem Rezensenten in's Wort: „Fräulein Maienthal hatte sich wohl einer guten Lehrerin zu erfreuen, aber sie glaubt sich trotzdem

nicht berechtigt, jetzt schon Ihr strenges Urtheil herausfordern zu dürfen. Frauenunterricht hat immer etwas Lückenhaftes — diese Erkenntniß bestimmt eben das Fräulein, Sie zu bitten, die letzte feilende Hand an ihre künstlerische Ausbildung zu legen."

Schmeile hatte glücklich wieder ein Haar entwurzelt und hielt es nachdenklich gegen das Licht.

Adelheid mußte das Lachen verbeißen, als sie diese Bewegung sah und es wurde ihr schwer, den Worten der Nimm einige Bemerkungen hinzu zu fügen. Dennoch fühlte sie die Nothwendigkeit, daß sie etwas sagen müsse, und sie richtete an Schmeile die Frage, ob er nicht geneigt wäre, ihr einige Stunden zu geben und eine Reihe klassischer Rollen, die sie einstudirt habe, mit ihr durchzugehen.

Schmeile fühlte sich durch den Antrag innerlichst geschmeichelt und gehoben, was leider wieder einem seiner Barthaare zu einem vorzeitigen Ende verhalf. Er glaubte jedoch seine Geneigtheit, die Offerte anzunehmen, nicht gleich an den Tag legen zu dürfen und sprach von aufreibenden Geschäften, von immensen Arbeiten, die auf ihm lasteten und machte dabei ein so wichtiges Gesicht, daß die Kunstjüngerin ganz kleinlaut dreinsah.

Die älteste Nimm rückte wieder als Auxiliarcorps heran und sagte:

„Das Fräulein ist bereit, Ihnen die Stunden, die Sie, verehrter Herr Doctor, ihr zu widmen geneigt wären, mit Gold aufzuwiegen — sie würde gern die Lektion mit einem Dukaten honoriren — vielleicht wäre es Ihnen doch möglich, ihr wenigstens zwölf Stunden zu schenken — mit ihr wenigstens die Rollen der Orsina, der Eboli, der Milford durchzumachen — bitte, Herr Doctor, lassen Sie sich erweichen!“

Es war eine Schwachheit Schmeile's, sich gern Doctor nennen zu lassen. Und nun wurden ihm vollends zwölf Dukaten in perspektivische Nähe gerückt — er dachte an die unbezahlten Kaffeehaus- und Gasthausschulden, an den Schneider, der so eifrig im Mahnen war, an die bald fällige Miethe — war es ein Wunder, daß er sich erweichen ließ?

Das abgeschlossene Geschäft hatte ihm alle Lust zu weiterer Arbeit benommen und der fulminante Artikel, welcher die Pietätlosigkeit der Theaterdirektion geißeln sollte, blieb für heute unvollendet.

Schmeile war leidenschaftlich für Gedenktage eingenommen und versäumte es nie, der Direktion

einen Sündenspiegel vorzuhalten, so oft sie es unterließ, den Geburts- oder Todestag eines dramatischen Dichters von Ruf zu feiern. Er vindizirte diesen Gedenkvorstellungen eine Ausdehnung, welche jede Direktion hätte zur Verzweiflung treiben müssen. Es genügte ihm nicht, wenn Shakespeare, Göthe, Schiller, Lessing gefeiert wurden — er trat auch für Grillparzer, Grabbe, Körner, Kleist, Oehlenschläger, Mosen, ja selbst für Kotzebue, Raupach, Beer und Auffenberg in die Schranken und wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätte jedes Theater monatlich wenigstens zwei Dichtergeburtstage und eben so viele Dichtersterbetage gefeiert. Er hatte sich ein authentisches Verzeichniß der Geburts- und Sterbetage aller dramatischen Dichter, welche bisher in dieser Beziehung von den Direktionen ignorirt zu werden pflegten, zusammengestellt und wollte dieses Register zur Grundlage eines feuerspeienden Artikels für die „Wespe" machen.

Heute hatten ihn jedoch die zwölf Dukaten, die ihm in ehrenvoller Weise winkten, außer Rand und Band und um alle Stimmung gebracht, so daß er es vorzog, die Feder wegzulegen und vor

Beginn der Theatervorstellung ein Bierhaus zu besuchen, in welchem er lange nicht gesehen worden war.

Der Kellner traute seinen Augen nicht, als er Schmeile eintreten sah. Der Mann, der ihm wochenlang ausgewichen und für ihn nie zu Hause gewesen war, kam nun selbst und verlangte ein Glas Bier mit einer Sicherheit, daß an eine Verweigerung des Begehrten nicht zu denken war. Dann warf er gleichsam en passant hin, daß er in acht Tagen in der Lage sein werde, Alles zu bezahlen, was er hier je auf Rechnung gegessen und getrunken habe.

Im Theater ließ er sich ausnahmsweise einen Operngucker geben und verstieg sich sogar zu der Frage, was er monatlich zahlen müßte, wenn er sich täglich des Opernguckers bedienen würde.

Nach dem dritten Akte verließ er, wie er dies selbst bei fünfaktigen Stücken regelmäßig zu thun pflegte, das Theater und begab sich auf die Redaktion der „Wespe,“ wo er das Stück einschließlich der zwei letzten Akte, die er nicht gesehen, mit einer wahren Berserkerwuth in der Luft zersägte.

Aus dem Redaktionsbureau begab er sich wie-

der zum Theater, um Fräulein Graudenz, welcher er sich, seit dem er mit der Casanova gebrochen, in demonstrativer Weise zu eigen gegeben, nach Hause zu begleiten.

Da stand er im leichten Rocke, zähneklappernd, von einem Fuße zum anderen springend, sich zuweilen ein Barthaar ausreißend und wartete geduldig, bis die Graudenz herabkommen würde.

Dabei war es ihm ein Göttervergnügen, wenn ihn die Casanova sah, wenn sie zufällig früher als die Graudenz das Theater verließ — er war dann sicher, daß ihr sein Hiersein einen Stich durch's Herz geben würde.

VI.

Der berühmte Charakterspieler Welf, dessen bevorstehende Ankunft die Casanova Herrn Wendland signalisirt hatte, hat sein Gastspiel eröffnet und spielt heute den Shylok im Kaufmann von Venedig.

Hinter den Coulissen geht es schon lange vor Beginn der Vorstellung sehr lebhaft zu.

Fräulein Casanova, welche die Porzia spielt, ist ungewöhnlich zeitig auf dem Platze. Sonst pflegt sie die letzte zu kommen, so daß sich der Anfang so manchen Stückes, in welchem sie beschäftigt war, um eine Viertelstunde verzögerte — heute ist sie jedoch die erste.

Sie hat ihre besonderen Gründe zu diesem ausnahmsweisen frühen Erscheinen und dieselben werden auch bald offenbar.

Sie hat kaum angefangen, ihren Wangen ein zartes Roth zu oktroyiren, als Herr Wendland mit einem süßlich hingehauchten: „Darf man eintreten!“ auf der Schwelle des Garderobezimmers erscheint.

Er hält einen prachtvollen Lorbeerkranz in der Hand, der mit rothen und weißen Camellien durchflochten und mit einer handbreiten weißen Seidenschleife umwunden ist.

„Nur herein, lieber Wendland — es ist noch Niemand da!“ muntert die Schauspielerin den Zaghaften auf. „Sie bringen den Kranz — ei wie schön! Daran erkennt man den aufmerksamen Ritter der Damen!“

„Ich bedauere nur,“ flüsterte Wendland, einen

Kuß auf die Hand der Casanova drückend, „daß der Kranz nicht für Sie bestimmt ist! Mein Gang wäre weit elastischer gewesen, wenn ich den Kranz Ihnen hätte widmen dürfen!“

„Ich will ihn als eine Huldigung betrachten, die Sie mir darbringen und ihn Ihnen zu gut schreiben, lieber Wendland!“ sagte die Schauspielerin, dem Kranzspender ein ihn beseligendes Lächeln spendend. „Sie werden sich übrigens selbst sagen, daß er gut angewandt wird, wenn ich ihn in die Hände des berühmten Welf lege!“

„Diese von seltsamer Neidlosigkeit Zeugenschaft ablegende collegiale Huldigung wird gewiß nicht verfehlen, das ungeheuerste Aufsehen zu erregen!“ rief Wendland mit dem Pathos bewundernder Begeisterung. „An einer so edlen Handlungsweise wird nicht einmal die boshafte „Wespe“ etwas zu mäkeln und auszusetzen haben!“

Das Antlitz der Casanova verdüsterte sich merklich, als Wendland den Namen des ihr verhaßten Journals anklingen ließ, dessen Hauptmitarbeiter in theatralibus ihr ehemaliger Freund und nunmehriger heftigster Gegner Schmeile war.

Wendland schien den üblen Eindruck, den seine

Anspielung auf die Theaterprinzessin machte, nicht wahrzunehmen und fuhr fort, harmlos zu plaudern:

„Haben Sie die boshafte Anspielung der Wespe auf Ihren glänzenden pariser Hut gelesen, der die Bewunderung der Damenwelt erregt?“

„Wie oft soll ich Ihnen wiederholen, Wendland, daß ich nichts, gar nichts lese? Sie scheinen sich ein Vergnügen daraus zu machen, mir alles Nachtheilige zuzutragen, was die Blätter über mich bringen. Das ist nicht schön von Ihnen! Es wird in Zukunft nicht genug sein, daß ich selbst nichts lese, ich werde auch von meinen Freunden verlangen, daß sie nichts lesen! Ich werde an alle meine Freunde ein Cirkular erlassen, in welchem ich sie ersuchen werde, kein Wort über das Theater und über die Journalistik zu verlieren — bei meiner Ungnade! Und was den pariser Hut anlangt, über dessen Ursprung die Herrn von der Wespe so pikante Anekdoten zu erzählen wußten, so werde ich ihn morgen just anlegen, ich werde ihn fortan mit Passion tragen! Alle Welt soll sehen, wie wenig ich mich um das Geschreibsel der Wespe kümmere!“

„Bravo meine Gnädige!“ stotterte Wendland

verlegen und bemühte sich auf ein anderes Thema überzuspringen. „Was nun aber den Kranz anlangt, wie wollen Sie ihn an Mann bringen?“

„Ich werde ihn Welf nach einer großen Scene überreichen lassen!“

„Sehr gut! Aber die mit der Ueberreichung beauftragte Person kann ihn doch nicht so sans façon an Mann bringen! Sie kann ihm den Kranz doch nicht auf das Haupt setzen, sie muß ihm denselben einhändigen, dazu dürfte also eine Taze unerläßlich nothwendig sein —“

„Sie haben Recht!“ rief die Casanova verstört aufspringend. „Das habe ich vergessen! Aber woher nehmen wir jetzt eine Taze? Aus der Requisitenkammer können wir doch keine entlehnen, das würde den Eindruck wesentlich beeinträchtigen!“

„Sie haben eine silberne Taze zu Hause!“ bemerkte Wendland die Augen niederschlagend.

„Ganz Recht!“ rief die Schauspielerin erfreut und klatschte in die Hände. „Die prächtige Taze, mit der Sie mich überrascht haben, als ich vor zwei Jahren nach meiner langen Krankheit die Bühne wieder zum ersten Male betrat! Sie nehmen mir mit dem Vorschlage einen Stein vom Herzen

— der Kranz wird sich von der Taxe vortrefflich abheben — ich will gleich nach Hause eilen und die Taxe holen — ich habe noch vollauf Zeit! Wollen Sie mich begleiten, lieber Wendland?"

Wer war glücklicher als Wendland? Er hätte mit keinem Könige getauscht und als er, die Schauspielerin am Arme, dahinschritt, hätte er gewünscht, die ganze Stadt wäre ihm begegnet! Die Gasflammen brannten ihm viel zu düster, die Straßen waren ihm viel zu leer!

Während die Casanova den Musentempel verließ, hielt die erste Liebhaberin, Fräulein Graudenz, ihren Einzug in denselben.

An ihrem Arme hing Fräulein Techi, die muntere Liebhaberin, denn die beiden Mädchen hießen die Unzertrennlichen.

„Wie Schade, daß ich heute spielen muß!" sagte die Graudenz! „Das wäre ein Genuß, wenn wir beide in der Theaterloge sitzen könnten, den Shakespeare in der Hand, und controllirten, was die Casanova von der Rolle der Porzia Alles wegläßt!"

„Hier ist mein Shakespeare!" rief die Techi, das Buch schwingend. „Ich werde jedes Wort auffangen und mit dem Texte vergleichen — die

Hälfte der Reden Porzia's wird unter den Tisch fallen und die andere Hälfte wird die gute Casanova so verdrehen, daß Niemand aus den schlecht memorirten Reden den Shakespeare herausfinden wird!"

„Armer Shakespeare, wie wirst Du heute wieder gemißhandelt werden!" seufzte die Graudenz. „Aber nein — heute dürfte die Casanova ihre Rolle besser kennen als gewöhnlich! Man sagt, daß Welf die Rollen mit ihr durchgehe!"

„Das ist klassisch!" lachte die Techi. „Früher war's Schmeile, mit dem sie die Rollen durchging, jetzt ist's Welf!"

„In dem neuen Stück, das zu Welf's Einnahme gegeben wird, hat sie auch ein Viertel ihrer Rolle über Bord geworfen! Ich habe mich bei der Probe halb krank gelacht! Alle Stellen, die als Anspielungen auf ihre Verhältnisse, ihr Vorleben, ihre Liebesabenteuer hätten aufgefaßt werden können, hat sie weggelassen!"

„Ja, ja, darin ist sie sehr vorsichtig!" lachte die Techi. „Aber was ist das — ein Kranz? Geben Sie Acht, dahinter steckt wieder ein Casanovastreich! Er liegt auf ihrem Tisch — welche

Idee kommt mir — wenn sie den Kranz Welf in die Hände spielen wollte — haha" —

„Sie ist Alles capabel, nur damit von ihr gesprochen und über sie geschrieben wird!"

„Wo denken Sie hin? Sie ließt ja nichts!"

„Hahaha!"

„Hahaha!"

Die beiden Mädchen lachten aus vollem Halse.

Die Techi begab sich mit ihrem Shakespeare in die Theaterloge, während sich die Graudenz anschickte, Toilette zu machen.

Nunmehr kam der Heldenvater einherstolziert. Er war selten allein, in der Regel führte er zum Verdruße seiner Collegen sein achtjähriges Söhnchen mit sich, welches sich dann hinter den Coulissen umhertrieb und unterschiedliche Allotria trieb.

Dem Heldenvater schien es auf der Bühne noch sehr leer zu sein und er sagte nach einer flüchtigen Umschau zu seinem Söhnchen:

„Was meinst du Junge, wenn wir noch auf zehn Minuten in's Wirthshaus gingen?"

„Nein, Papa — wenn Du einmal im Wirthshause bist, dann bringt Dich kein Mensch mehr heraus."

„Ein Teufelsjunge das!“ lachte der Heldenvater und kneipte das Söhnchen in die Backen. „Du meinst also, Junge, daß es besser wäre, wir ließen uns eine Flasche Bier hieher bringen?

„Eine Flasche?“ hohnlachte der Knabe. „Was machen wir mit einer Flasche? Was kommt da auf mich? Wenn Du einen herzhaften Zug thust, so ist es um die Flasche geschehen!“

„Ein Teufelsjunge das!“ rief der Heldenvater, indem er sich wieder vor Lachen schüttelte und das Söhnchen diesmal zur Abwechslung in's Ohr kneipte.

Das Bier kam, der Junge machte einen herzhaften Zug nach dem anderen und befand sich bald in so übermüthiger Laune, daß er seinen Vater ansann, ihm zum Privatvergnügen Comödie vorzumachen.

„Laß mich, Junge!“ wehrte der Heldenvater, der eben im Begriffe stand, sich in den königlichen Kaufmann Antonio umzuwandeln, den Knaben ab. „Ich habe jetzt Anderes zu thun, als Dir einen Bajazzo zu machen!“

„Du mußt mit mir spielen!“ diktirte der Junge, die breiten Schenkel des Vaters erkletternd. „Mache mir ein hoheitsvolles Gesicht vor!“

„Ein Teufelsjunge das — man kann ihm nicht widerstehen!“ lachte der Vater und bequemte sich, ein hoheitsvolles Gesicht zu machen.

„Bravo! bravo! so ist's gut!“ rief der Junge applaudirend. „Jetzt ziehe eine krause, faltige Stirn!“

„Ich sage Dir, Junge“ —

„Ziehe eine krause, faltige Stirn, Vater, oder ich lasse Dich nach der Vorstellung nur vier Flaschen Bier im Wirthshause trinken! Bei der fünften werde ich schläfrig und Du mußt fortgehen!“

„Du bist ein Höllenschlingel!“ rief der Vater und legte seine Stirn in die von seinem Sprößling gewünschten krausen Falten.

Die Vorstellung in usum delphini wurde durch das Erscheinen des Charakterspielers Welf unterbrochen.

Welf machte rasch Toilette und erschien dann hinter den Coulissen.

Er hatte ein Messer in der Hand und stellte sich an einen abseitigen Ort, so daß man sah, er wolle nicht gestört sein. Aber das Söhnchen des Heldenvaters hatte ihn erschaut und schlich ihm auf den Zehen nach.

Der Charakterspieler, der keine Ahnung von dem in seiner Nähe aufgestellten Observationscorps hatte, begann sich mit dem Messer seine Schuhsohle zu schleifen.

Ein charakteristischer Zug seines Shylock bestand nehmlich darin, daß er in der Gerichtsscene das Messer, mit dem er Antonio ein Pfund Fleisch aus dem Leibe schneiden wollte, zum öfteren an der Sohle wetzte.

Diese bezeichnende Pantomime wollte er jetzt offenbar noch einmal probiren, als das Söhnchen des Heldenvaters mit der Frage dazwischen fuhr:

„Was machen Sie da, Herr Welf?"

Welf schleuderte dem Jungen einen grimmigen Blick zu und verschwand hinter den Coulissen.

Die Vorstellung nahm ihren Anfang und ungestörten Verlauf.

Nach der großen Gerichtsscene überreichte ein Unbekannter dem Charakterspieler Welf hinter den Coulissen einen Lorbeerkranz auf silberner Platte.

Welf nahm beides in Empfang und ließ es in seine Hôtelwohnung schaffen, da er nach der Vorstellung zum Souper bei der Casanova geladen war.

Als die letztere das Theater verlassen wollte, sah sie sich nach der Silberplatte um.

Man sagte ihr, daß sie Welf in seine Wohnung geschickt habe.

„Um Gotteswillen!“ schrie die Casanova verstört, „er wird doch nicht denken, daß ihm auch die Silberplatte gehört?“

„Es scheint so?“ rief die Techi, welche gekommen war, die Graudenz abzuholen, schelmisch.

Die Casanova verließ in übelster Stimmung das Theater. Sie hätte gern ihre Wuth an Wendland ausgelassen, als an dem, der gerathen hatte, den Lorbeerkranz auf silberner Taze zu präsentiren.

Aber Wendland war heute auch ihr Gast und sie mußte ihm ein freundliches Gesicht zeigen.

Sie saß wie auf Nadeln zwischen ihren Gästen und wiederholte sich im Verlaufe des Abends wohl hundertmal die Frage:

„Wie komme ich wieder zu meiner silbernen Platte?“

VII.

Fräulein Casanova fuhr aus schweren Träumen auf, sprang im tiefsten Negligée aus dem Bette

und gegen den Ofen zu, wo sie einen Winkel scharf rekognoscirte.

Sie tastete mehrmal mit der Hand nach einem Gegenstande aus, den sie daselbst vermuthete aber nicht fand.

Wesentlich beruhigt klingelte sie ihrem Stubenmädchen und empfing dasselbe mit den Worten:

„Was bin ich doch für ein närrisches Wesen, Fanny — jetzt hat mir schon wieder von der verstorbenen Zelter geträumt!“

„Das gnädige Fräulein träumen sehr oft von der Zelter“ —

„Ja, ja, das kommt daher, weil wir im Leben so gute Freundinnen gewesen sind. Zuweilen freilich hatten wir sehr lebhafte Dispute miteinander; das kam daher, weil sie etwas schnippisch und vorlaut war, und immer wissen wollte, daß ich nicht gut memorire. Aber was sich liebt, das neckt sich — und ich habe nie so viel geweint als da ich hörte, daß die Zelter gestorben sei. Seither vergeht selten eine Nacht, ohne daß sie mir im Traume erschiene. Heute jedoch war es gar zu drollig — mir träumte lebhaft, daß die Zelter aus jenem Ofenwinkel einen Stock hervorzog

und mit demselben bewaffnet auf mich zuging um mich zu schlagen. Ich erwachte entsetzt, als ich sie den Stock schwingen sah und sprang noch unter dem Eindrucke des beängstigenden Traumes aus dem Bette um den Stock hinter dem Ofen zu suchen."

„Das ist drollig!" lachte das Stubenmädchen.

„Mir war die Sache gar nicht zum Lachen! Sind die Zeitungen noch nicht da?"

„Die „Wespe" ist soeben gekommen!"

„Warum hast Du sie mir nicht gleich gebracht?"

„Das gnädige Fräulein sind immer so aufgeregt, sobald Sie die „Wespe" gelesen haben, daß ich dachte, es sei ein gutes Werk, sie Ihnen so spät als möglich zu bringen! Das muß ein boshafter Rezensent sein, der für die Wespe schreibt!"

„Wie kommst Du auf den Gedanken? Du weißt doch, ich lese das Geschreibsel nicht — ich lese gar keine Rezensionen. Du scheinst sie aber desto aufmerksamer zu lesen, wie wüßtest Du sonst, daß der Mensch, der über das Theater in die Wespe schreibt, ein boshaftes Subject sei?"

„Ich schloß dies nur daraus, weil ich unter der Rubrik Theater immer ein Kreuz sehe. Nun

dachte ich mir, daß das eine boshafte Anspielung auf das Kreuz sei, welches die Schauspieler mit den Rezensenten haben!“

„Du hintergehst mich nicht! Du liest die Rezensionen — ich werde Dich entlassen und mir ein Mädchen nehmen, das nicht lesen kann! Bringe mir die Wespe! Ich halte sie nur der Inserate wegen — damit ich weiß, wo man die feinsten Delikatessen und Parfümerien bekommt, sowie ich auch die übrigen Journale nur aus Gewohnheit halte! Aber vom nächsten Halbjahr schaffe ich sie alle ab — dann werde ich vollends nichts lesen!“

Die Wespe kam.

Sie enthielt unter der Ruprik „Pikantes“ folgendes Histörchen:

„Der bekannte Theaterreferent Schmeile hat ein einaktiges Lustspiel geschrieben und bei der Direktion des hiesigen Theaters eingereicht. Dasselbe dürfte bereits in nächster Zeit gegeben werden. Die Idee, welche der Novität zu Grunde liegt, ist originell und amusant. Eine Schauspielerin macht plötzlich die Entdeckung, daß ein Rezensent, der sie lebhaft zu bekämpfen pflegt, ihr gegenüber eine Wohnung genommen habe. So

oft sie nun an's Fenster tritt, sieht sie die verhaßte Gestalt. Sie ist nicht mehr im Stande eine Rolle ruhig zu studiren. Eine Reihe pikanter Situationen führt endlich zur Annäherung der beiden Hauptfiguren des Stückes und der Rezensent wird glücklicher Gatte der Schauspielerin."

Die Notiz machte keinen besonderen Eindruck auf die Casanova, höchstens daß ihr flüchtig der Gedanke durch den Kopf ging, ob sie nicht selbst das Lustspiel Schmeile's als eine Annäherungsbrücke benützen könnte, indem sie sich desselben bemächtigte um es zu ihrer Einnahme zu geben und dadurch glühende Kohlen auf dem Haupte ihres Widersachers zu sammeln.

Da die heutige Nummer der „Wespe" keine Theaterkritik enthielt, so war die Casanova mit der Lecture bald fertig. Nur bei der Anzeige einer neuen Sorte Glycerinseife verweilte sie etwas länger, da dieser Artikel in das von ihr mit besonderer Vorliebe kultivirte kosmetische Departement einschlug.

Nachdem sie das Blatt weggelegt hatte, erhob sie sich, um einen Blik auf die Straße zu werfen.

„Uns gegenüber scheint eben Jemand einzuziehen!" sagte sie zu dem Stubenmädchen. „Es

scheint ein Junggeselle zu sein, dessen ganzes Mobelar aus einem Koffer und einem Wäschkorbe besteht, aus welchem schadhafte Stiefel hervorgucken!"

„Gewiß bezieht Jemand das Zimmer, welches drüben im zweiten Stock bei der alten Witwe zu vermiethen war," meinte das Stubenmädchen. „Wenn es nur ein feiner Mann ist, sonst sind Sie zu bedauern, gnädiges Fräulein. Er sieht Ihnen gerade in ihr Studierzimmer herein und nicht jeder Herr ist so rücksichtsvoll wie derjenige, der bisher da drüben wohnte, nicht ein Jeder dürfte den ganzen Tag außer Hause zubringen!"

„Wir wollen es abwarten!" sagte die Schauspielerin sich wieder zu ihrem Toilettespiegel wendend.

„Es kommt selten etwas Besseres nach, sagt ein altes Sprichwort!" bemerkte das Stubenmädchen, ihre Aufmerksamkeit dem Haare der Herrin zuwendend.

Nachdem die Letztere mit ihrer Morgentoilette fertig war, nahm sie eine Rolle zur Hand und begann zu studiren.

Dabei näherte sie sich dem Fenster und sah zufällig hinüber auf das Haus, in welches soeben ein neuer Miethsmann eingezogen war.

Was war das?

Stand da drüben nicht Schmeile am Fenster?

Er war's!

Er schien in tiefes Nachdenken versunken und rupfte sich eben ein Barthaar aus — wie er dieses nun gegen das Licht hielt, um es, bevor er sich auf ewig davon trennte, noch einmal zu besichtigen, streifte sein Auge die Wohnung der Schauspielerin — er erkannte die Letztere und verneigte sich höflich grüßend.

Die Casanova stand zu Stein verwandelt da. Sie wußte nicht wie ihr geschah, die Rolle entsank ihrer Hand, sie rang vergeblich nach Fassung.

Sie erinnerte sich des kleinen Geschichtchens in der „Wespe", des Lustspieles, das Schmeile zum Verfasser hatte, und die raffinirte Bosheit, das Geschichtchen an dem Tage in's Blatt zu bringen, wo er drüben einzog, machte sie sprachlos.

Es wäre schon genug gewesen, wenn er drüben eingezogen wäre — aber aus dem Ganzen noch ein Lustspiel zu machen, es einzureichen und es vielleicht noch so zu drehen, daß sie darin spielen mußte: das war der Gipfelpunkt rezensentlicher Rache.

Und es war kein Zweifel, daß das Stück Schmeile's zur Darstellung gelangen würde. Der Theaterdirektor hätte ein Thor sein müssen, wenn er nicht die erstbeste Gelegenheit, sich Schmeile gefällig zu zeigen, ergriffen hätte.

Und da drüben stand der Uebelthäter, lachte in sich hinein und verneigte sich immer wieder von Neuem.

Die Schauspielerin mußte seinen Gruß erwiedern, mußte ihm zulächeln, während sie ihn in die unterste Hölle verwünschte.

Wie sie noch so da stand, erschien ein Dienstmann und brachte Schmeile's Karte, auf welcher geschrieben stand:

„Auf gute Nachbarschaft!"

„Sagen Sie dem Herrn Doktor," beschied die Casanova den Boten, „es sei mir ein unendliches Vergnügen, ihn zum Visavis zu haben!"

Die Casanova gab sich Mühe, das unterbrochene Studium wieder aufzunehmen — aber es ging nicht. Ihr Auge fühlte sich immer wieder von dem gegenüberstehenden Hause magnetisch angezogen, sie mußte hinübersehen — und drüben saß er und schrieb scheinbar harmlos und ohne von ihr fernere Notiz zu nehmen an einem Tischchen,

das er sich dicht an's Fenster gerückt hatte — schrieb vielleicht eben über sie, um sie in der Luft zu zerreißen, wie er eben das Barthaar zerriß, das er kurz zuvor entwurzelt hatte.

„Ich werde ausziehen müssen!“ jammerte die Casanova sich verzweiflungsvoll auf das Sopha werfend.

Das Stubenmädchen meldete Herrn Wendland.

„Der fehlte mir noch!“ murmelte die Schauspielerin, die dem Kränzewerfer grollte, seit er ihr den Rath gegeben hatte, Welf den Lorbeerkranz auf der silbernen Taze überreichen zu lassen.

Welf war längst abgereist mit sammt der silbernen Taze, welcher die Casanova noch immer bitter nachweinte.

Die Letztere hatte sich seit dem fatalen Qui pro quo mit der Taze keine Gelegenheit entgehen lassen, Wendland durch Nadelstiche zu verwunden. Sie war für ihn selten zu Hause, lehnte seine Begleitung konsequent ab, wußte die Audienzen, die sie ihm ertheilte, auf ein verletzendes Zeitminimum einzuschränken und sich durch eine zur Schau getragene Reizbarkeit und Empfindlichkeit so unangenehm als möglich zu machen.

Sei es, daß sie diesmal Mitleid für Wendland fühlte oder einen Ableiter für den Unmuth brauchte, der ihr die Entdeckung des neuen Visavis verursachte — genug, sie verwarf den Gedanken, Wendland abweisen zu lassen.

Der Kränzewerfer sah sehr feierlich aus.

Er trug einen sorgfältig eingewickelten Gegenstand und sagte nach einer gemessenen Verbeugung ohne von der Einladung, sich niederzulassen, Gebrauch zu machen:

„Gnädiges Fräulein! Sie haben durch meine Schuld eine silberne Taze eingebüßt" —

„Aber, lieber Wendland, habe ich denn die Taze nicht von Ihnen erhalten? Lassen wir das — hin ist hin — und Sie haben doch eigentlich nichts gethan, als über Ihr Eigenthum diponirt!"

„Ich fühle den Stachel, der in Ihren Worten liegt, aber ich bin gekommen, meine Schuld zu sühnen. Ich erlaube mir Ihnen hier eine um zwölf Loth schwerere Silbertaze anzubieten!"

„Lieber Wendland!" —

„Lassen Sie mich aussprechen, gnädiges Fräulein! Ich weiß nicht, wie es gekommen, daß die Geschichte mit der Taze so weit herumkam, aber

ich kann faktisch nicht mehr im Theater erscheinen, ohne daß mir die Leute in's Gesicht lachen. Alle Welt sieht mich so maliziös an — ich fühle mich compromittirt und um meine ganze Unbefangenheit gebracht. Ich glaube, ich hätte nicht mehr den Muth, einen Kranz auf die Bühne zu werfen! Ich habe anfangs geglaubt, daß sich die Sache geben würde, ich habe die Umgebung gewechselt, einen Sitz in einer anderen Gegend genommen, aber auch dort wurde ich bald inne, daß mich die Leute so eigenthümlich mit unterdrücktem Lachen ansahen und von der Taze flüsterten — von der Taze und der Ungnade, in welche ich seither bei Ihnen gefallen sein soll."

„Aber lieber Wendland, lassen Sie die Leute reden" —

„Nein, gnädiges Fräulein! Ich hätte sie vielleicht reden lassen, wenn ich nicht aus Ihrem Benehmen ersehen hätte, daß sie Recht hatten. Seit der Affaire mit der Taze haben Sie Ihre Freundlichkeit eingestellt, und mich behandelt, als ob — als ob — ja als ob ich Ihnen nie Kränze geworfen, nie für Sie geschwärmt hätte. Das hat mich tief gekränkt und einen Entschluß bei mir

zur Reife gebracht. Ich werde mich ganz vom Theater zurückziehen. Ich habe meinen Sitz bereits, so lange das Abonnement noch läuft, verschenkt, und werde keinen Fuß mehr in's Theater setzen, nichts über das Theater lesen und sprechen, Niemanden vom Theater sehen. Ich bin daher auch gekommen, von Ihnen Abschied zu nehmen!"

„Lieber Wendland — Sie scherzen gewiß" —

„Nicht im Geringsten! Was ich sagte, ist mein voller Ernst — es würde mich freuen, wenn Sie dem ergebensten und ausdauerndsten Ihrer Verehrer einen Platz in Ihrer Erinnerung bewahrten! Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein!"

Er ging.

Die Casanova sah ihm lange wehmüthig nach und dachte bei sich: Wer wird mir jetzt Kränze werfen?

Drüben stand Schmeile am Fenster in die Besichtigung eines Barthaares versenkt.

Mismuthig, wie sie selten gewesen, ging sie auf die Probe.

Der Direktor hatte sich ausnahmsweise auch auf derselben eingefunden, um einem Mitgliede, mit dem er gestern einen durch Thätlichkeiten illustrirten Wortwechsel gehabt, seine Entlassung anzukündigen.

Es mußte immer ein ganz besonderes Ereigniß sein, das den Direktor auf die Bühne führte. Sonst war er mehr Whistspieler als Direktor.

Als er die Casanova sah, theilte er ihr mit, daß er ihr die Hauptrolle im Schmeile'schen Lustspiele zugedacht habe.

Ich muß auf die Rolle verzichten, da ich Sie eben bitten wollte, mir einen vierwöchentlichen Urlaub zu ertheilen — ich will in ein Seebad gehen. Der Arzt hat es mir dringend gerathen!"

Die Casanova fühlte, abgesehen von der Sorge um ihre Schönheit und Gesundheit, die bei ihr ausschlaggebend war, das Bedürfniß, auf einige Zeit vom Orte wegzukommen, das Visavis — Wendland's Abfall — die drohende Novität hatten sie gründlich verstimmt.

Der Direktor ertheilte ihr den gewünschten Urlaub.

Sie war kaum acht Tage fort, als der Theaterzettel das Debut des Fräulein Adelheid Maienthal als Gräfin Orsina ankündigte.

Die „Wespe" stieß in die Posaune, das Glück der Debutantin war gemacht und die Familie Nimm lachte sich in's Fäustchen.



Zwei Bälle.



I.

„Also wirklich, Kamilla, es wäre Ihr fester Entschluß, keinen dritten Ball neben den beiden Koryphäen der Saison mitzumachen?“ fragte Ludwig die schöne Kamilla, die älteste Tochter des Rechnungsraths Ziffer, die einem stark verbreiteten und allgemein geglaubten on dit zu Folge in einem zärtlichen Verhältnisse zu dem Assessor Ludwig Zobel stand, demselben, der in einer Ecke des Divans nachlässig lehnte, den glänzenden Seidenhut in der mit makellosen Glacéhandschuhen bedeckten Hand drehte und das Auge auf seine Herrin richtete.

Kamilla saß auf einem Tabouretchen vor ihrem Toilettetische; vor ihr aufgeschlagen lag ein goldberändertes Büchlein: Geibel's Gedichte. Goldrand und Dichters Namen warf der blanke Spiegel glänzend zurück. Dieser Spiegel hatte aber neben

der permanenten geschmackvollen Arabeskeneinrahmung von Neusilber im Augenblicke noch eine andere Garnitur, welche aufmerksam zu mustern gewiß kein Mädchenauge unterlassen hätte, auf die Gefahr hin, darüber das Werk des Dichters zu übersehen. Was wog auch ein Band Gedichte neben dieser glänzenden Mosaik von Einladungskarten zu allen eleganten Bällen der beginnenden Saison, die der Spiegel aufwies? Diese liebliche Pergamentensammlung überflog Kamilla lächelnd und sagte:

„Mein Wort, Ludwig — außer dem Juristenballe und dem Vereinsballe ist nichts für mich da! Auf diesen beiden will ich aber Alles glänzend einbringen, worauf ich durch freiwillige Resignation verzichte. Glauben Sie mir, lieber Freund, diese Zersplitterung der Kräfte, dieses Jagen von Ball zu Ball, dieses athemlose Haschen nach Vergnügen taugt nichts! Man muß auch in den Fasching Methode und Philosophie bringen! Warum sollte die Narrheit nicht auch ihr System haben? Wenn ich Ballsaal nach Ballsaal stürmend nehme, so riskire ich, daß mir nirgends Befriedigung wird. Der unangenehme Typus, den vielleicht der leidige

Zufall einem Abende aufprägt, wirkt nachtheilig, verstimmend auf die Reihe der anderen — ich aber will nicht, daß das Vergnügen einen Schatten werfen soll! Darum werde ich nur zwei Abende der Lust und dem Vergnügen weihen — aber diese zwei ganz, ohne Vorbehalt! Da werde ich glücklich sein."

„Und hoffentlich auch glücklich machen!" fragte Ludwig zärtlich. „Wie mich Kamilla glücklich machen kann, das brauche ich ihr wohl nicht erst zu sagen."

Der junge Mann erhob sich, näherte sich der Dame, und ihre weiche, weiße Hand ergreifend, sagte er mit innigem Flehen:

„Kamilla, meine Kamilla wird nur mit mir tanzen auf den zwei von ihr erkorenen Faschingslieblingen!"

Kamilla schlug ein heiteres Lachen auf und blickte den Geliebten halb schelmisch und halb spöttisch an, dann schüttelte sie den Kopf.

„Nein, mein Herr Assessor! Keine solchen egoistischen Gedanken, Pläne und Vorsätze! Wenn man vorgibt, glücklich zu sein, muß man auch Andere glücklich sein lassen! Auf dem Balle bin ich nicht

das Eigenthum des Assessors — solche ideale Ansichten gehören nur für die Einsamkeit des Boudoirs; draußen in der Welt muß man der Welt auch ihr Recht angedeihen lassen. Deswegen soll nun eben das Glück des Herrn Assessors nicht über Gebühr verkürzt werden — da ist jedoch der Lieutenant Moritz — Sie kennen ihn doch, den hübschen Husarenlieutenant — nebenbei ist er auch mein Cousin. Ich versichere Sie, Ludwig, der Attila steht ihm prächtig, fast besser, als Ihnen dieser Bärenrock. Also dieser Husaren-Cousin wird sich mit Ihrer Erlaubniß in meine Tanzordnung mit einem gewissen Assessor theilen! Damit Sie aber sehen, daß ich es trotz dieser Theilung dennoch gut mit Ihnen meine, so gestatte ich Ihnen, sich die Ihnen anstehenden Tänze zu wählen und selbsteigenhändig zu notiren! Da!“ Und Kamilla nahm die Tanzordnung vom Spiegel und reichte sie dem Assessor hin, der sie mit süßsauerer Miene entgegennahm.

„Sie stellen also diesen Husaren mir gegenüber in die Schranken?“ fragte er mit mißmuthiger Schärfe.

„Und warum nicht? Wenn es mich nun ge-

lüstete, ein ritterliches Galanterieturnier zu arrangiren?"

„Es könnte geschehen, daß dem ritterlichen Gegner das Feld unbeirrt bliebe!" warf Ludwig trotzig hin.

„Das heißt, Sie finden nicht den gehörigen Galanteriefond in sich, um sich dem Kampfe gewachsen zu fühlen!" lautete die spitzige Gegenrede drüben und sie verfehlte nicht, dem Assessor das Blut in die Wangen zu treiben.

„Sie streben nur immer, mich zu kränken, Kamilla!" rief er mit gereizter Heftigkeit; „wenn nicht durch Ihre Worte, so durch Ihr Thun!"

„Weil ich dem Cousin, der vom Lande hereinkommt, als Faschingsgast einige Tänze octroyire?"

„Lassen Sie Ihre Schwester mit dem Lieutenant tanzen — bringen Sie mir das Opfer — Kamilla — ich beschwöre Sie bei Ihrer Liebe — gönnen Sie mir das ungetrübte Glück dieser Abende! Ich werde Ihnen ewig dankbar sein für Ihre Huld!" Und er bemächtigte sich ihrer Hand, führte sie an die Lippen, und einen glühenden Kuß auf die zarten Finger pressend, sah er die Geliebte flehend an.

„Ich bedauere, lieber Assessor, daß ich Ihrem

Feuer Eis entgegensetzen muß!" entgegnete sie mit muthwilligem Kichern; „aber diesmal flehen Sie umsonst — ich bin eine unerbittliche, unzugängliche Göttin! Darum wählen Sie geschwind Ihre Tänze! Bei der dritten Aufforderung ist Ihr Wahlrecht verjährt und ich octroyire es auf breitester Basis meinem Cousin."

„Immer und immer wieder dieser Cousin!" stampfte der Assessor zornig mit dem Fuße. Er ließ die Hand der Dame los und machte einen raschen Gang durch das Boudoir. Ein eigenthümliches Lächeln lag auf seinen Zügen, als er vor Kamilla stehen blieb.

„Also diese Appellation der Liebe wird verworfen, muthwillig zurückgewiesen?" fragte er scharf.

„Definitiv verworfen vom obersten Kassationshofe meines Willens nach Anhörung der weiblichen Launenjury!" antwortete Kamilla mit parodirender Gravität.

Der Assessor streifte die Dame mit einem boshaften, lächelnden Blicke und sagte, nach der Tanzordnung langend, trocken:

„So geben Sie her — ich werde wählen!"

„So ist's recht!" rief Kamilla pathetisch. „Der

Faschingsfriede ist hergestellt und darf nicht gestört werden!"

Der Assessor empfahl sich bald. Als sich die Thür des Boudoirs hinter ihm schloß, wandte er sich noch einmal um und deklamirte mit Pathos: „Vereinsball Dir und Juristenball Dir auch — Euch lieblichen Zwillingsbrüdern sei die Rache in die Hände gegeben!"

II.

Der Assessor ging langsam durch die vorderen Gemächer; er mußte der Mama noch seine Verehrung bezeigen.

In einem der Zimmer saß ein schönes, schlankes Mädchen, nachdenkend ruhte das Haupt in der Hand, und nicht von geringer Wichtigkeit mußten die Gedanken sein, die sich in diesem Köpfchen tummelten, da die liebliche Eigenthümerin desselben sogar das Geräusch überhörte, das die aufgehende Thür, der Schritt des Assessors verursachte.

„Bertha, liebe, gute, schöne Bertha! warum um aller Welt willen so pensiv?" fragte der Assessor heiter.

Bertha fuhr erschreckt von ihrem Sitze auf und indem sie das Antlitz dem Assessor zuwandte, ergoß sich Purpurgluth darüber.

Ein hübsches Mädchen war Bertha, nicht so entschieden imponirend wie die ältere Schwester, aber sanfter, herzgewinnender, einnehmender. Kamilla war eine erobernde Schönheit, Bertha eine fesselnde. Die Schönheit jener glich einem Sonnenaufgang, die Lieblichkeit dieser dem Mondglanze, der über der duftenden, schlummernden Erde liegt.

Tausend Locken umflatterten die milchweiße Stirn, den schönen Kopf. Der Assessor verweilte mit Behagen bei der Betrachtung der Reize der Jungfrau, die noch an der Schwelle der Kindheit stand.

Du liebliche Zeit des Knospens, Rosentag des Lebens, du Primel der Jugend, wie lieblich bist du!

Der Assessor dachte gewiß etwas Aehnliches, der Wahrheit ziemlich Nahekommendes, denn er war eine poetische Natur. Jedenfalls verweilte er aber nicht lange bei diesen Gedanken. Die Spekulation, die uralte Feindin der Poesie, drängte auch hier die Idylle rasch in den Hintergrund,

das Terrain mußte sondirt werden! Das war der erste, festen Anker fassende Gedanke.

„Sie haben ein Geheimniß, das Sie verbergen wollen, liebe Bertha!“ eröffnete der Assessor in gewinnendem Tone seine Ansprache. „Ich sehe es an Ihrem Erröthen — an Ihrer Verlegenheit — Sie fürchten, man könnte Sie in Ihrem innersten Herzen überraschen — man könnte die Sonde legen an Ihr Herz, ja, an Ihr Herz, Bertha! Denn vor mir verrauscht Ihr Geheimniß — ich kenne Ihre Liebe — Ihren Gram und Ihre Lust“ — und Ludwig erfaßte Berthas Hand und drückte sie herzlich; dann mit inquisitorischem Blicke das zitternde Mädchen festhaltend, fuhr er gutmüthig fort: „Der schimme, schlimme Doktor!“

Bertha stieß einen Schrei aus — dann brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Sie warf sich auf den Stuhl, bedeckte das Antlitz mit ihren Händen und weinte bitterlich. Der Assessor näherte sich ihr, nahm sanft ihre Hände und löste die in Thränen gebadeten los von dem zuckenden Gesichte; dann sagte er mit wohlthuender Theilnahme:

„Meine liebe Bertha! Wenn Sie über jede kleine Spannung, über jeden winzigen Bruch in

dem Rechenexempel der Liebe weinen und schluchzen wollen wie ein Kind, dann würde ich die unverantwortliche Verschwendung Ihres Augenglanzes bedauern. Das kommt und geht wieder — es ist ein Frühlingsschauer—aber sprechen Sie, was ist es eben?"

Sie vermochte lange vor Schluchzen kein Wort hervorzubringen; endlich stammelte sie:

„Er hat mir geschrieben — er ist wüthend, daß ich mich mit dem Lieutenant so lebhaft unterhalten habe — Sie erinnern sich wohl noch der letzten Soirée — mein Gott, Cousin Heinrich denkt so wenig daran, mir den Hof zu machen wie meiner Schwester — aber ich wollte doch, der Cousin wäre geblieben, wo er war. Er wolle nicht rivalisiren mit dem Cousin — Gott Mars möge seinen Sieg feiern über Aesculap — so schreibt er — da — da lesen Sie selbst!" und unter stetem Schluchzen reichte das Mädchen dem Assessor einen auf feinstem Velin geschriebenen Brief hin, den sie aus dem Busen hervorzog. Der Assessor mußte das Billet, das wahrscheinlich in der ersten Aufwallung des Zornes zerstörenden Demonstrationen unterzogen worden war, erst glätten, ehe er seines Freundes Züge erkannte.

„Das werden wir leicht gut machen, mein liebes Kind!“ tröstete der Assessor lächelnd, nachdem er gelesen. „Freund Doktor bereut wohl schon in diesem Augenblicke seine thörichte Eifersucht und wünscht einzulenken. Und wir wollen ihm die Sache erleichtern, ohne ihm doch scheinbar entgegenzukommen und uns etwas zu vergeben, nicht wahr, liebe Bertha?“ und der Assessor ergriff herzlich die Hand der Weinenden.

Diese hielt in ihrem Schluchzen inne, sah den Helfer in der Noth mit thränendem Lächeln an und rief mit naiver Herzlichkeit:

„Ach ja — wenn es so ginge — wenn Sie es ausgleichen wollten, ohne daß ich mich demüthigen müßte — ich wollte nie mehr einem Cousin einen freundlichen Blick schenken! Lieber, guter Assessor, sagen Sie, wie Sie das anfangen wollen?“

„Ganz einfach, liebes Kind — Sie gehen doch mit auf den Vereinsball?“

„Das versteht sich!“ rief Bertha mit strahlendem Gesichte, und über dem Zauberworte versiegte die Thräne, verflog der Gram.

Das Herz eines Mädchen theilt sich immer zwischen Liebhaber und Ballsaal, wenigstens ist

dies der Fall bei noch conservirter Jungfräulichkeit der Seele. Sobald die Spekulation die natürliche Naivetät überwuchert, opfert man den Ball dem Liebhaber aus — Politik.

„Auf dem Vereinsballe also wird die kleine Differenz vollständig ausgeglichen werden — wenn Sie mir unbedingt folgen!“ sagte Ludwig.

„Ich will jedem Ihrer Winke gehorchen, als ob Sie mein Gouverneur wären!“

„Diese Gewalt über Ihr Herz will ich mir nicht anmaßen, obwohl es allerdings im Belagerungszustande sich befindet — doch jetzt zu unserem Kriegsplane für den Vereinsball! Ich engagire mich zuvörderst auf die erste Quadrille, da ich den ersten Walzer bei Ihrer Schwester habe — zugestanden?“ Als Bertha bejahte, fuhr der Assessor fort: „Ich veranstalte, daß der Doktor unser vis à vis wird. Vor Beginn der Quadrille werden Sie ernstlich krank — verstanden, ernstlich! Davon hängt Alles ab! Man wird Ihnen beispringen — der Doktor natürlich zuerst als Sachverständiger — Sie fahren nach Hause, der Doktor natürlich mit Ihnen — die Krankheit macht so reizend — das böse Gewissen wird ihn mürbe

machen, zu Ihren Füßen werfen — enfin, mein Kind, was wollen Sie mehr?"

Bertha dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie melancholisch:

„Das ist recht schön — aber der Vereinsball ist verdorben, wenn ich nach Hause fahren muß!"

„Wollen Sie einen Ball oder Ihren Geliebten opfern?" fragte der Assessor achselzuckend.

„Ich will doch lieber krank werden — ernstlich krank, daß Sie selbst erschrecken sollen!" rief Bertha lustig und klatschte in die Hände.

„Das Lustspiel geht an — die Intrigue ist fertig!" deklamirte der Assessor mit verschmitztem Lächeln — natürlich nur halblaut, denn er befand sich auf der Straße und sah zu Kamillens Fenster herauf. — „Und ein Preislustspiel ist es auch — denn der Preis des Gelingens ist die Demüthigung weiblichen Eigensinns, koketter Laune."

III.

Einer der glänzendsten Bälle der Saison ist da, der Saal wogt von Fröhlichen. Man tanzt für die Armen. Es ist, als ob jedes Auge von

diesem herrlichen Bewußtsein widerstrahlte. Mit jedem Pas webt man dem frierenden Kinde des Armen ein warmes Gewand, lächelt man dem bedrängten Familienvater eine Sorge weg von der bleichen Stirn, rettet man vielleicht einem Menschen das Leben, einer Seele den Frieden, indem man die offene Hand hinreicht und herzlich ruft: Da nimm und laß ab von schlimmen Gedanken!

Es ist ein Fest der Liebe, das man in dem herrlich geschmückten Ballsaale feiert — heute hat Jeder ein Recht, fröhlich, glücklich zu sein, denn er hat Glückliche und Fröhliche gemacht, indem er sich in das Gewoge mischte.

Die Quadrille ist an der Reihe, die Intrade wird rauschend vom Orchester gespielt, es ist ein Wogen und Drängen im Saale, bis sich die symetrische Ordnung aus dem Ganzen siegreich entfaltet.

Die Paare sind bereit die Formen in Einklang zu bringen mit der Harmonie.

Wir suchen unsere Bekannten auf, der Assessor hat für ein günstiges Terrain gesorgt. Nicht weit von jenem Erker, wo die Frau Rechnungsräthin auf weichem Divan ruht, hat sich der schlaue

Mann postirt. So bildet eine Quadrille, in welcher er mit Bertha dem Husarenlieutenant und Kamillen gegenüber steht, den Schluß der langen Reihe der Tanzgruppen.

Es soll dies der erste Tanz der Schwestern werden am heutigen Abend — sie sind eben erst angekommen.

„Das wird eine köstliche Nacht werden, nicht wahr, Fräulein Kamilla?“ sagt der Assessor zu seinem reizenden vis à vis mit Nachdruck.

„Ich habe mir auch vorgenommen, mich köstlich zu amüsiren!“ entgegnet diese heiter und sendet einen boshaften Blick ihrem Geliebten zu, aus dessen Bemerkung sie einen Vorwurf über die Attilanachbarschaft herauszulesen glaubt.

Der Assessor richtet seinen Blick von der älteren Schwester auf die jüngere, wendet sich dann etwas seitwärts und ruft dem Doktor Edgar Adler, der in der nächsten Quadrille neben einer schönen Tänzerin steht, deren Reize schon lang der Gegenstand der eifersüchtigen Beobachtung von Seiten Berthas waren, mit affectirter Besorgniß zu:

„Sehen Sie doch, lieber Doktor — Fräulein

Bertha scheint mir ungewöhnlich blaß — mir ist's als zitterte sie" —

Der Kapellmeister gab das zweite Signal zur Eröffnung der Quadrille.

In diesem Augenblick nahm Bertha ihr Battisttuch vor das Gesicht — faßte krampfhaft des Assessors Hand — und mit dem schwachen Rufe: „Mein Gott, — wie wird mir — ich fühle mich so schwach!" sank sie auf ihren Tänzer zurück, der sie mit einem Schreckensrufe auffing. Die Quadrille war gesprengt, — die benachbarte nicht weniger, da der Doktor sogleich zur Hilfeleistung herbeisprang, und als der Kapellmeister das dritte Zeichen gab, als die üppigen Töne der Quadrille so rauschend, so lockend daherbrausten vom Orchester und den hundert todten Gruppen Leben, Athem, Bewegung, Schwung verliehen, da führte man die ohnmächtige Bertha aus dem Saale. Sie lehnte das schwache Haupt an des Assessors Schulter. Die Schwester stützte sie theilnehmend, der Husarenlieutenant fragte immerfort, ob Cousinchen sich noch nicht besser befinde, und der Doktor ordnete den Rückzug nach der Damentoilette, dabei der besorgten Mama reichliche Trostworte spendend.

Aber Bertha war ernstlich krank. Sie schlug wohl zuweilen die Augen auf und richtete sie zitternd auf den Doktor. Sie fühlte den Druck seiner Hand, als er wiederholt ihren Puls griff, er war so warm, so angenehm, eine Bitte um Verzeihung lag darin, so stumm und rührend. Sie fühlte sich versucht, vom Fleck weg auf die Füße zu springen, den Doktor zu ergreifen und mit ihm in das brausende Tanzgewühl zu stürmen — da traf ihr Blick den Assessor — sie war wieder ernstlich krank, seufzte, zeigte auf die Stirn, wenn man sie nach ihrem Weh befragte und geberdete sich schwach und hinfällig.

„Mein Gott, sie fiebert ja!“ rief der Assessor plötzlich mit affektirtem Schrecken.

Die Mama war zu Tod entsetzt über die schreckliche Entdeckung. Sie ergriff des Husarenlieutenants Hand und flehte:

„Ich bitte Dich um Gotteswillen, Heinrich, schaffe einen Wagen — wir müssen nach Hause! Herr Doktor, verlassen Sie uns nicht!“

Der Doktor verneigte sich — in Bertha's Herzen war ein Jubeln und Singen — aber bald schloß sie wieder das Auge.

„Vielleicht wird es sich doch geben!“ erlaubte sich der Husarenlieutenant zu repliciren, denn das Nachhausefahren mochte ihm nicht allzu angenehm dünken. Auch Kamilla ließ ihr Auge immer noch mit der geheimen Hoffnung auf der Kranken haften, daß es besser werden und der Abend gerettet werden möchte.

Aber es wollte nicht besser werden, Cousin Heinrich mußte um den Wagen, der Doktor und Kamilla führten die Leidende herab; jetzt saß oder lag vielmehr Bertha neben dem Doktor, der die Hand der Patientin nicht fahren ließ, im Wagen, die Mutter und Cousin Heinrich drückten sich in die Ecke des Hintersitzes, um Kamillen Platz zu machen.

„Ich bedauere, daß der Abend, der so köstlich zu werden versprach, also traurig zerschellen muß!“ sagte der Assessor mit theilnehmender Stimme, Kamillen die Hand reichend.

„Lassen Sie sich durch den bösen Zufall, der uns betraf, nicht in Ihrem Vergnügen stören!“ entgegnete Kamilla gezwungen.

„Mein Vergnügen wird nach Ihrem Verschwinden nur ein halbes sein!“ lautete die galante Antwort.

Der Fiaker peitschte in die Pferde hinein — der Wagen rollte fort — der Assessor kehrte siegesfreudig in den Tanzsaal zurück. Das Orchester stimmte die Sirenenklänge eines Walzers an.

„Der erste Akt des Preislustspieles ist vorüber. — Der Intriguant triumphirt!" sagte er zu sich selbst und warf sich in das lustige Tanzgewühl hinein.

IV.

Drei Wochen sind vorüber seit dem Vereinsballe — es ist ein neuer Mittwoch, dessen Abend der Juristenball verherrlichen soll. Im rechnungsräthischen Hause werden die umfassendsten Vorbereitungen getroffen.

Bertha ist vollkommen hergestellt — der ewige Friede mit Doktor Edgar ist längst mit Küssen besiegelt worden.

Kamilla läßt sich vom Stubenmädchen die Locken aus den Papilotten wickeln, damit der Friseur bei seinem baldigen Erscheinen tabula rasa auf dem Kopfe fände. Dabei studirt sie die Tanzord=

nung, in welche sich wieder Cousin Heinrich und der Assessor theilen.

Da wird geklingelt — ein Mädchen bringt ein an Kamilla adressirtes Billet mit der Marke der Stadtpost.

Eine unbekannte Schrift starrt Kamillen entgegen, als sie öffnet. Beim Lesen der Zeilen überzieht ein tiefes Roth das schöne Gesicht.

Die Worte aber, welche einen solchen Eindruck auf die Dame machen, lauten:

„Gnädiges Fräulein! Nehmen Sie diese Zeilen für nichts weiter, als wofür sie sich ansagen: für den Wink eines um Ihre Ehre besorgten Freundes, der es nicht gern sehen mag, wenn ein leichtsinniges Spiel mit Ihnen getrieben wird, ob er auch kein Recht hat, ihm entgegenzutreten. Assessor Ludwig Z. hat sich im Freundeskreise gerühmt, Ihnen die letzte Ballfreude durch ein schlaues über Erwarten gelungenes Manöver vereitelt zu haben. Eine fingirte Krankheit Ihrer Schwester gab Gelegenheit zu der Ausführung der Intrigue, welche beschlossen wurde, um Sie dafür zu strafen, daß Sie das Monopol nicht anerkannten, welches er auf Ihre Unterhaltung zu haben glaubt. Weil Sie

Ihrem Cousin einige Tänze zugesagt: darum durften Sie an jenem Abend gar nicht tanzen. Soviel zu Ihrer Darnachachtung, gnädiges Fräulein. Schreiber dieses erlaubt sich nur noch im Interesse Ihrer Ehre darauf aufmerksam zu machen, daß Ihr Benehmen gegen den Assessor auf dem heutigen Balle ein Gegenstand der Beobachtung der Kritik sein wird."

„Das ist schändlich!" murmelte Kamilla. „Aber es kann nicht sein — doch, wir wollen sogleich sehen!" und die Dame erhob sich heftig und herrschte der über den Monolog der Herrin verdutzten Dienerin zu: „Sage Bertha, ich ließe sie auf einen Augenblick zu mir bitten!"

Bertha kam mit unbefangener Miene hereingeflogen; Kamilla fand es für gut, ihren Zorn hinter einem Lächeln zu verbergen.

„Was war es denn doch mit Deiner Unpäßlichkeit auf dem Vereinsballe?" begann die ältere Schwester sanft, und dem Inquisitorenblicke entging es nicht, wie es Bertha dunkelroth überflammte bei der Erwähnung des unliebsamen Ereignisses. Schon war die Forscherin im Reinen; mit Mühe bezwang sie sich, und das Lächeln fest-

haltend auf ihren zuckenden Zügen, fuhr sie mit zitternder Stimme fort: „Mir scheint es beinahe, als wären wir alle ein Opfer Deiner List geworden! Beichte nur, mein Kind, ich habe schon Winke bekommen!“

Bertha begrub den Purpur ihres Gesichtes in den Busen der Schwester. Die Sünderin faltete ihre kleinen Händchen, streckte sie der Schwester entgegen, umschlang dann den Hals derselben und rief:

„Kamillchen — ich bitte Dich, sei nicht böse auf mich! Wenn Du mit Deinem Liebhaber böse sein wirst, werde ich Dir getreulich helfen. Ach, Du weißt nicht, wie wehe das thut, wenn man mit dem schmollen muß, den man gern küssen möchte! Und sieh! es ist so schön gelungen! Der Doktor ist wieder so lammfromm geworden, sobald er mir den Puls fühlte — und für den verlorenen Ball wirst Du Dich heute vollauf entschädigen!“

„Und der Assessor hat Dich wirklich auf die Idee dieses Arrangements gebracht?“ fragte Kamilla mit herber Ungeduld.

„Ich werde ihm ewig dankbar sein für den guten Rath!“ meinte Bertha unbefangen lächelnd.

„Es gibt also nur einen Weg, die Ehre des heutigen Abends zu retten!“ murmelte Kamilla entschlossen.

V.

Wir sind auf dem Juristenballe. Der Saal füllt sich, immer neue Schönheiten strömen zu; die Ausschüsse haben Mühe sie alle zu begrüßen. Der Ball verspricht so schön zu werden, wie noch nie ein Juristenball vor ihm, und das will viel sagen, da der Juristenball von jeher der Löwe der Saison gewesen. Man wünscht sich tausend Augen, um all' die Reize, die Einem entgegentreten, mit denselben auffangen zu können. Was sind zwei Augen für diese junonischen Gestalten, diese weißschimmernden Büsten, diese Taillen zum Umspannen! Wohin soll man früher schauen, schwirrt es doch sinnumstrickend an Einem vorüber, daß man glaubt, wenigens im Vorhofe zu Mohammeds siebentem Himmel zu sein!

Jetzt ist der erste Walzer vorüber, das Fest beginnt seine feste Physiognomie anzunehmen. Das geschieht auch immer erst nach dem ersten Tanze.

Auf dem Entrée lastet ein eigenes je ne sais quoi. Die Unbehaglichkeit, die sich noch nicht eingewohnt, eingeheimelt hat, ist da noch Autokratin des Terrains. Dieses Uncomfortable haben übrigens die ersten Tänze mit den letzten gemein. Zu Ende eines Balles pflegt das Fest einen Ausdruck von Degagirtheit anzunehmen, der das an das ästhetische Ebenmaß der früheren Stunden gewohnte Auge verletzt. Diese glühenden Gesichter, diese wogenden Busen, diese glänzenden Augen, diese zerstörten Frisuren und Toiletten machen keinen schönen Totaleindrnck mehr, weil sie schon ein „Zuviel" sind.

Auf schwellendem Divan sitzt zur Linken der Mutter Kamilla; der Cousin entfaltet seine ganze Liebenswürdigkeit.

Assessor Ludwig tritt mit süßem, lächelndem Gruße herzu; er kommt sein Recht zu wahren, der Galopp, der eben getanzt werden soll, der erste Tanz, den Kamilla, die eben erst gekommen ist, mitmachen soll, gehört laut früherem Uebereinkommen ihm.

„Ich hoffe, mein Fräulein," sagt der Assessor, „daß die Göttin des Unheils mit dem letzten unfreiwilligen Opfer befriedigt ist, und daß dieser

Abend einmal in der Reihe der genußreichsten Erinnerungen prangen wird — für mich, wie für Sie!“ setzte er zärtlich hinzu, und da eben die ersten auffordernden Geigenstriche vom Orchester ertönten, bot er der Geliebten den Arm.

„Sie müssen mich schon entschuldigen, bester Herr Assessor,“ sagte Kamilla unbefangen, obwohl ihrer Stimme ein leises Zittern anzumerken war. — „Heute scheint die Reihe an mich gekommen zu sein — ich fühle mich sehr leidend, und nur um der Schwester das Vergnügen nicht zu verderben, schwieg ich zu Hause und fuhr mit. Die Mama wäre sonst gewiß nicht gegangen, und Bertha hat sich so sehr auf den Abend gefreut! Sie müssen sich schon nach einer anderen Tänzerin umsehen, lieber Herr Assessor, ich fungire blos als Zuseherin!“

Des Assessors Gesicht legte sich in ernste Falten, er beugte sich nieder zu dem Ohre der Dame und lispelte mit erregter Stimme:

„Sie entsagen dem Tanze also für die ganze Nacht, Kamilla? Denn glauben Sie nicht, daß ich zu Gunsten —“

Er sprach nicht weiter; die Fortsetzung der ab-

gebrochenen Rede übernahm der Blick, der den Cousin streifte.

Kamilla sah ihn mit Hoheit an. Sie kämpfte das bittere Wort nieder, das ihr auf die Zunge stürmte und sagte ruhig:

„Ich würde Sie bedauern, Herr Assessor, wenn Sie nur eine Sekunde an mich verlieren würden, die dem Tanze entzogen wäre; ich bin heute die schlechteste Gesellschafterin — Cousin Heinrich hat das wohl schon erprobt in den wenigen Minuten, die er mir zu widmen das Unglück hatte!“ Dabei lächelte Kamilla den Cousin so holdselig graziös an, daß man wohl Worte nicht ärger Lügen strafen kann, als mit einem ähnlichen bezaubernden Lächeln. Cousin Heinrich beeilte sich auch rasch zu entgegnen:

„Ich könnte nicht sagen — im Gegentheil fühle ich mich sehr glücklich an Ihrer Seite — und würde noch zehnmal glücklicher sein, wenn Sie die unglückliche Caprice aufgeben wollten, die Sie bestimmt hat, partout nicht zu tanzen!“

Kamilla schloß die Debatte mit einem Achselzucken, dann hüllte sie sich in ihren Ueberwurf und lehnte sich in den Divan zurück, indem sie,

den Assessor nicht mehr beachtend, eine lebhafte Unterhaltung mit Cousin Heinrich über das Theater einleitete.

Der Assessor warf noch einige gleichgiltige Bemerkungen hinein und machte dann sein Compliment.

Bald sah ihn Kamilla, im Innersten vor Zorn erknirschend, in der Sturmkolonne des Galopps an sich vorbeirasen.

Gegen Mitternacht erhob sich die Rechnungsräthin in Anbetracht der Tanzunlust der älteren Tochter und verließ trotz aller Einwendungen Berthas das Fest. Der Assessor begleitete die Damen bis zum Wagen und bedauerte nochmals Kamillens bösen Zustand und sagte zum Abschiede, da er der Dame in den Wagen half, ganz harmlos:

„Es ist merkwürdig, wie ein Unstern alle schönen Hoffnungen und Vorsätze vernichten kann; so versprachen wir uns das köstlichste Amüsement von diesen beiden Bällen, die Sie sich auserkoren hatten zu Favoriten Ihrer Laune — und das Unglück will, daß Sie keinen Fuß auf beiden Bällen zum Tanze heben! Es ist wahrhaft maliziös!"

Der Assessor gewahrte noch das Aufblitzen ihres

Auges — er sah den Gluthschein sich senken auf ihr Gesicht — dann kehrte er in den Saal zurück und indem er elastischen Schrittes den blendenden Raum durchmaß, murmelte er mit zufriedenem Lächeln:

„Der zweite Akt ist ausgespielt — die Intrigue ist gelungen — das Preislustspiel hat nur noch eine Scene, die sich von selbst versteht, damit es ganz endet, wie ein gewöhnliches deutschgebackenes Lustspiel vom „kategorischen Imperativ“ bis zu der hausgebackensten Putlitziade herab.“

VI.

Der Assessor antichambrirt bei der Rechnungsräthin. Kamillas Mädchen entschuldigt die Herrin mit Unpäßlichkeit.

„Dann geben Sie ihr dies Billet — ich erwarte Antwort.“

Mit dem Fuße stampfend empfing Kamilla das gesiegelte Billet; sie schwankte noch, ob sie es öffnen oder uneröffnet zurücksenden sollte — so wenig hatte sich in den letzten vierundzwanzig

Stunden ihr Zorn gelegt — als sie auf der Adresse Schriftzüge gewahrte, welche ihr das Blut auf die Stirn trieben. Hastig riß sie das Siegel auf. Das Billet enthielt folgende Worte:

„Wenn man sich ausgequält — dann fängt die Liebe wieder an; nicht so meine Kamilla?“

„Der Assessor soll kommen!“ befahl Kamilla dem harrenden Mädchen.

Kamilla empfing den lächelnden Mann leuchtenden Auges mit wogendem Busen, mit tiefdunkler Stirn. Mit zitternder Stimme rief sie:

„Was haben Sie sich erlaubt, mein Herr? Diese Schrift und jener anonyme Brief, den ich gestern vor dem Balle erhalten —“

„Rühren von einer und derselben Hand her, meine schöne Zürnende — von dieser Hand, die Ihnen gehört, Kamilla, wenn Sie wollen!“ unterbrach der Assessor die heftige Frage mit wohlklingender Stimme und reichte Kamillen seine Rechte hin.

„Nach einem solchen Affront!“ rief sie und kehrte ihm halb den Rücken.

„Gnade, Kamilla!“ flehte er weich und innig mit dem Schmeicheltone der Liebe. Er ergriff ihre

Hand, und mochte sie auch Widerstand leisten, er gab sie nicht frei, küßte sie heiß und dann auf ein Knie sich niederlassend rief er:

„Das ist des Sünders Stellung bis Sie verzeihen! Aber, daß die Appellation, im Namen der Liebe an Sie gerichtet von dem Cassationshofe Ihrer Laune verworfen wurde, das forderte eklatante Satisfaktion! Damit die Liebe zu ihrem Rechte komme, durften Sie nicht zum Tanze kommen in diesem Fasching! Das schwur ich mir zu, als Sie dem Cousin gleiches Recht zuerkannten vor der Welt, wie dem Geliebten. Die Sühne ist vollbracht — im nächsten Carneval wird Ihr Gemahl Ihnen Revanche geben, indem er Sie von Ball zu Ball führen wird. Nehmen Sie den Wechsel an, Kamilla?"

Sie schmollte noch lange, das heißt einige Viertelstunden. Endlich aber nach einem Chaos von Dupliken und Repliken wurde der Wechsel acceptirt und mit einem Kusse rechtsgiltig gemacht. Im nächsten Fasching zeige ich Euch des Assessors Frau.

Die „Mode“ als Eheprokurator.

Humoristische Novelle.



I.

Jede größere Stadt hat ihre Löwen; werden diese rechtzeitig gebändigt, zahm gemacht und von klugen Frauen in den Zwinger der Ehe gethan, dann ist's gut. Nicht selten aber findet sich der Löwenzwinger nicht und die Löwen verpassen den rechten Zeitpunkt, indem sie es nicht verstehen, zur guten Stunde sich von der Löwenhaut loszusagen. Dann kommt eine Zeit, wo aus dem Stadtlion eine Stadtfigur wird. Die schönen Leserinnen werden mich gewiß verstehen.

So lang Herr Leinsamen ein junger Mann ist, fällt es keiner menschlichen Seele ein, etwas Außerordentliches darin zu finden, wenn er seinen zierlichen Schnurrbart auf allen beliebten Promenaden kräuselt und in jedem Ballsaale den Allerweltscourmacher spielt. Die Damen lächeln dem liebenswürdigen Schatten freundlich zu, lassen es

sich gern gefallen, wenn er im Theater an ihren Sperrsitz herantritt, um sie in den Zwischenakten zu unterhalten, und schätzen den fertigen Whistspieler und unermüdlichen Tänzer sehr hoch. Aber wenn die Sachen lange so in statu quo bleiben, dann wächst allmählig eine andere Generation heran, welche in Herrn Leinsamen nichts anderes sieht, als eine historische Person, die man im besten Falle duldet, um über sie lächeln zu können. Diese jüngere Generation weiß sich auf Herrn Leinsamen aus undenklicher Zeit her zu erinnern. Er stand so zu sagen an ihrer Wiege, sie sah seinen schlanken Körper zu einem verhängnißvollen Embonpoint sich abrunden, sie belauschte das Ergrauen des ersten Haares auf seinem Haupte. Während Herr Leinsamen in seinen eigenen wohlwollend sehenden Augen höchstens für einen immer noch ganz charmanten angehenden Vierziger gilt, betrachtet dieses neue Geschlecht denselben bereits als eine abgethane Sache, und kennzeichnet ihn mit den Worten: „Ein alter Löwe."

Aber der alte Löwe kann von seinen Sitten und Manieren nicht lassen. Indem er auf der einen Seite der ihm über den Kopf wachsenden

Zeit insofern eine Concession macht, als er sich den Backenbart rasiren läßt, um das Grauwerden desselben zu maskiren, kokettirt er doch auf der anderen Seite nach Art eines ewigen Jünglings mit jedem rosigen Gesichtchen, welches ihm ein flüchtiges Lächeln spendet.

Herr Leinsamen ist ein kleiner Rentier, der sein Einkommen jedoch nur nach Hunderten berechnet. So lang er ein junger Mann war, konnte er sich in der stillen Zurückgezogenheit seiner häuslichen Klause so manches versagen, und aus dieser geheimen Opferwilligkeit den offenen Vortheil ziehen, die Löwenhaut mit Anstand tragen zu können. Aber das Alter macht bequem und empfindlich und so sah sich Herr Leinsamen nunmehr auf dem Punkte, seinen äußeren Aufwand einschränken und die Repräsentationskosten auf ein Minimum reduciren zu müssen, wenn er sich innerlich etwas mehr gönnen wollte.

Das letzte, was Leinsamen mit schwerem Herzen über Bord warf, war der abonnirte Sperrsitz im Theater. Durch fünfundzwanzig Jahre hatte er den Sitz innegehabt, und ihm so manchen Genuß verdankt. Dieser abonnirte Ecksitz war ge-

wissermaßen der Motor gewesen, der ihn in der Frauengunst gehoben und in derselben erhalten hatte. Wenn das Theater einen festlichen Abend hatte, wenn ein neues Stück gegeben wurde, zu welchem alle Sitze bereits vergriffen waren, oder wenn ein notabler Gast bei ausverkauftem Hause auftrat: dann stieg Leinsamen zu dem Range einer bedeutenden Persönlichkeit empor. Zehn und zwanzig lockende Mädchenaugen eröffneten ihr Feuer gegen ihn, welches allerdings geeignet war, selbst einen so guten Taktiker, wie er einer war, einigermaßen aus der Fassung zu bringen. Aber seine ganze Kaltblütigkeit bewahrend, wog der geschulte Strategiker eine Bekanntschaft gegen die andere und dorthin, wohin sich das Zünglein der Wage lenkte, trat er mit der Sperrsitzkarte in der Hand und sagte mit edler Resignation, die man ihm auch hoch anrechnete:

„Mein Fräulein, ich weiß, daß es Ihnen ungeachtet aller Bemühungen nicht möglich war, einen Sperrsitz für die heutige Vorstellung zu acquiriren und erlaube mir, Ihnen meinen Platz anzubieten! Wenn Sie das Stück sehen, werde ich mich glücklicher fühlen, als wenn

ich den interessanten Abend selbst mitgemacht hätte!"

Und der edle aufopferungsmuthige Abonnent hatte sich im Verlauf der Jahre einen förmlichen Turnus der Bekanntschaften, eine Art Freundschaftsscala entworfen, nach welcher er seine theatralischen Gunstbezeigungen oktroyirte und die er streng einhielt, so daß er der Reihe nach über alle Freundinnen die Sonne seiner Huld scheinen ließ.

Und nun sollte der Sperrsitz aufgelassen werden, weil die hundert Gulden, die er jährlich kostete, für den Eigenthümer zu einer unerschwinglichen Summe wurden. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn Leinsamen Angesichts dieses nothwendigen Schrittes der Selbsterhaltung der Melancholie anheim gefallen wäre.

Aber der zum Aeußersten entschlossene Mann gab sich seinem Grame nicht hin, sondern sann vielmehr ernstlich darüber nach, wie er dem unliebsamen Ereignisse die herbe Spitze abbrechen könnte. „Wenn ich mir selbst bei aufgelassenem Sperrsitze die Gewogenheit meiner liebenswürdigen Damen erhalten könnte, das wäre ein Kapitalgeniestreich!"

dachte er und während er es dachte, leuchtete ihm schon der rettende Ausweg entgegen. „Ich habe es — Viktoria — ich habe das Mittel gefunden!“ jubelte er, sich die Hände vor Entzücken reibend und begab sich geraden Weges in eine Buchhandlung.

„Zeigen Sie mir einige Mode- und Musterzeitungen, mein Herr!“ sagte er zu dem Buchhändler, der ihm alsbald eine ganze Reihe von Damenzeitungen vorlegte.

Lange wühlte Leinsamen unter dem Dargebotenen umher, bis er endlich bei einem sich in netter Ausstattung präsentirenden Hefte mit besonderer Vorliebe verweilte und dabei folgenden kurzen Gedankenmonolog hielt:

„Ich glaube, ich halte da das Zweckmäßigste in der Hand! Die „Mode“ scheint mir unter all diesen Frauenzeitungen die eleganteste ihrer Art. Und zu ihren Vorzügen gesellt sich noch ein weiterer, der für mich sehr wichtig ist — sie ist fabelhaft billig! Ja, ja, ich nehme die „Mode!“ Hier ging der stille Monolog in laute Worte über, welche an den Buchhändler gerichtet waren.

„Ich pränumerire mich auf neun Exemplare der „Mode“!“ sagte er mit Emphase.

Der Buchhändler sah ihn verwundert an. Wenn er ihn nicht so gut gekannt hätte, würde er einen verkappten Colporteur in ihm vermuthet haben.

„Auf neun Exemplare“ — warf er verwundert ein.

„Allerdings! Ich bedaure nur, daß ich nicht zehn Exemplare brauchen kann, weil ich dann vielleicht ein eilftes gratis erhielte! Ich bitte um die Rechnung — das Abonnement ist halbjährig!“

Kopfschüttelnd fertigte der Buchhändler die Note aus und Leinsamen verließ den Laden, die neun ersten Nummern des Halbjahres in der Hand.

„Ich habe nichts Besseres thun können!“ sagte er halblaut vor sich hin. „Ich habe neun bekannte Häuser, an denen mir etwas gelegen ist. Kann ich ihnen bei besonderen Anlässen keinen Sperrsitz mehr bieten, muß ich mir dieselben auf andere Art warm zu erhalten suchen. Hier nun soll die „Mode“ das ihrige thun — und eine innere Stimme sagt mir, sie wird ihre Schuldigkeit thun! Mit nichts kann man sich die Damen mehr verbinden, als durch geschenkweise Offerirung einer Literatur, die in ihr Bereich einschlägt. Welche Dame stickte,

häkelte, tamburirte nicht gern, welche nähme neben praktischen Mustern nicht mit Vergnügen eine Novelle in den Kauf? Die Damen haben nur oft einen Fehler: sie sind zu sparsam, um sich ein Journal, das ihnen beides bietet, selbst zu halten. Um so lieber lassen sie sich dasselbe zum Präsent machen! Und ich will ihnen die „Mode“ zum Präsent machen! Ich gewinne ja nur dabei im Entgegenhalt zu dem Sperrsitze. Neun Exemplare der „Mode“ machen jährlich sechszehn Gulden — bleiben 84 Gulden Gewinn gegen den Sperrsitz. Und dabei habe ich den Vortheil, das Blatt den Damen jeden Monat selbst zweimal präsentiren zu können, denn ihnen den Pränumerationsschein einzuhändigen, das wäre nicht nobel! Zwei Besuche im Monat mit der „Mode“ in der Hand giebt zwölf Besuche halbjährig in jedem Hause, macht bei neun Häusern in Summa hundertacht Besuche, jeden zu einer Stunde angenommen, giebt halbjährig hundertacht recht angenehm verlebte und todtgeschlagene Stunden. Und dabei bin ich doch wenigstens sicher, immer mit Vergnügen empfangen zu werden als jemand, der etwas Willkommenes, sehnsüchtig Erwartetes bringt! O, die

„Mode“ soll sich mir auszahlen — besser als der Sperrsitz.“

Und indem Leinsamen acht Exemplare der ersten Nummer der „Mode“ in die Seitentasche seines Paletots vergrub und die neunte frei in die Hand nahm, trat er sofort seinen Visitenrundgang an, um sich in jedem der neun Häuser, die er also mit segenspendender Hand heimsuchte, dankbare Seelen zu werben.

II.

Für Herrn Leinsamen war wieder einer jener Tage angebrochen, die er roth anzustreichen pflegte in seinem Kalender. Er hatte im Buchladen eine neue Lieferung der „Mode“ erhalten und begann nun seinen Rundgang, um die Damen seiner Bekanntschaft zu betheilen.

Fräulein Rosalie, eine passionirte Stickerin, empfing ihn mit den freundlichen Worten:

„Ach, das ist schön, daß Sie kommen, Herr Leinsamen — warum lassen Sie sich denn gar so selten sehen — müssen Sie den immer nur kommen, wenn Sie etwas bringen? Diesmal habe ich et-

was auf dem Herzen, zu dessen Ausführung ich Ihre Vermittelung in Anspruch nehmen möchte!"

„O bitte, mein Fräulein, befehlen Sie über mich, wie über einen Sklaven."

„Sehen Sie diesen Glockenzug an, lieber Leinsamen — er ist ganz meine Erfindung — wie gefällt er Ihnen?"

„Superb — bewunderungswürdig — wenn ich etwas zu sagen hätte, würde ich den Glockenzug für das Herrenhaus einer Ständeversammlung zum Gebrauche des Präsidenten anschaffen! Ein prächtiges Stück — kein fürstlicher Salon brauchte sich seiner zu schämen!"

„O Sie Schmeichler — was meinen Sie, wäre es nicht möglich, das Muster dieses Glockenzuges in die „Mode" zu bringen? Ich glaube, er müßte das allgemeine Interesse erregen!"

„Ohne Zweifel — die Damen würden sich die Augen an ihm heraussehen — aber die Sache ist ja ganz einfach — das Stück ein solches, daß es sich von selbst Bahn brechen muß! Sie können den Glockenzug getrost in effigie an die Redaktion einschicken, ich wette, sie nimmt ihn auf!"

„Meinen Sie? Aber ich genire mich — wie

wär's, lieber Leinsamen, wenn Sie so freundlich wären, die Sache zu besorgen? Sie stehen gewiß mit der „Mode“ in Verbindung, wie sonst würden Sie mir dieselbe immer so zeitig bringen — also bitte, bitte, lieber Leinsamen, nehmen Sie sich des Glockenzuges an!“

Herrn Leinsamen blieb nichts übrig, als zu versprechen, daß der Glockenzug in die „Mode“ kommen solle. Etwas beklommenen Herzens ging er fort, denn er wußte nicht, wie er die Sache einleiten sollte. Hatte er doch nie etwas mit einer Redaktion zu thun gehabt, und nun sollte er in Glockenzügen machen. Aber warum sich schon jetzt graue Haare darüber wachsen lassen, wo das süße Lächeln der lieblichen Wilhelmine ihm winkte, der er das zweite Exemplar der „Mode“ verehren wollte?

Die Besuchstunde bei Wilhelminen verfloß wie eine Minute. Als er sich erhob, sagte die Schöne mit reizendem Lächeln:

„Apropos, mein lieber Leinsamen, ich habe da eine kleine Commission für Sie — Sie werden wohl wissen, daß ich mich in meinen freien Stunden ein wenig mit der Literatur befasse und ge-

wissermaßen selbst Producentin bin. Ich möchte es nun auch einmal mit der Oeffentlichkeit wagen — werden Sie mir dabei behilflich sein, wenn ich Sie recht schön darum bitte?"

Fräulein Wilhelmine sah Leinsamen mit einem so rührend zutraulichen Blicke an, daß es ihm unmöglich wurde, mit einem trockenen Nein zu antworten. Er erklärte vielmehr seine volle Bereitwilligkeit, die geheime Literatin aus dem ruhigen Hafen gänzlichen Unbekanntseins in das stürmische Meer der Oeffentlichkeit hinaus zu bugsiren. Nachdem er sich verpflichtet, die Diskretion als Lotsen fungiren zu lassen, enthüllte ihm Wilhelmine, um was es sich eigentlich handle.

„Ich habe eine kleine Novelle geschrieben: „Die Rache des Banditen" — sie ist nur neun Schreibbogen stark und wenn ich mich nicht überschätze, so dürfte sie einer jeden Redaktion willkommen sein. Wie wär's, wenn wir es zuerst bei der „Mode" versuchten? Meinen Sie nicht?"

Leinsamen wagte es nicht, zu opponiren. Resignirt nahm er die „Rache des Banditen" und versprach das Möglichste für dieselbe zu thun.

„Ein Glockenzug und „die Rache des Bandi-

ten“ murmelte er, als er die Treppe hinabstieg, „das giebt kombinirt für mich eine Tragödie, zubenannt: Schlaflose Nacht! Aber was will ich machen! Es wäre jetzt nur schrecklich, wenn auch Fanny — aber nein, welch' ein Gedanke. Die schüchterne Fanny denkt an keine Oeffentlichkeit, wenn auch die ganze weibliche Welt blaue Strümpfe anziehen würde!“

Aber Leinsamen sollte sich diesmal doch in der schüchternen Fanny täuschen. Denn als er die Thür Fanny's, der dritten Freundin, die er mit der „Mode“ bedachte, im Rücken hatte, rief er mit wahrem Ingrimm:

„Goddam — das hat mir noch gefehlt! Auch in die Fanny ist's gefahren! Hat die sich in der letzten Zeit auf die Goldstickerei geworfen und eine mit Gold über und über bedeckte Herrenkappe angefertigt — und die soll mit all ihren Arabesken in die „Mode“! Ich bin ein geschlagener Mann! Was fange ich an? Mit dem Glockenzuge allein wär es noch gegangen — auch die „Rache des Banditen“ hätte ich noch auf mich genommen, aber mit welchem Gesichte wird mich die Redaktion der „Mode“ nun empfangen, wenn ich neben dem

„Glockenzuge" und der „Banditenrache" auch noch mit einer Schlafmütze angerückt komme? Ha, mich überkömmt ein Frösteln, wenn ich nur daran denke!"

Um das Frösteln los zu werden, eilte Leinsamen behenden Schrittes zu Frau von Blüthenzweig, einer jungen Frau, die mit einer solchen Liebe an ihren Kindern hing, daß sie nur in denselben lebte.

„Hier werde ich doch wenigstens eine Oase finden!" dachte er beruhigt, „bei einer so zärtlichen Familienmutter laufe ich keine Gefahr, eine neue Commission zu erhalten. Die denkt nur an ihre lieben Aeffchen!"

Aber mit des Schicksals dunkeln Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten.

Frau von Blüthenzweig beschäftigte sich allerdings nicht mit Literatur, aber dafür hatten sie einen phantastischen Kinderanzug erdacht, mit welchem sie durch Leinsamens vermittelnde Hand die „Mode" überraschen wollte. Dem armen Manne klang das Begehren nur mehr dumpf in die Ohren — eine unsagbare Verzweiflung hatte sich seiner bemächtigt. Glockenzug, Banditenrache, Kinderanzug und

Goldkappe: das umschwirrte im bunten, regellosen Durcheinander seine Sinne und ließ keinen ruhigen Gedanken in seinem Kopfe aufkommen. Die Last der übernommenen Muster und Manuskripte drückte seinen Körper, das Gewicht der erhaltenen Aufträge seine Seele zu Boden. Wie ein Schatten schlich er, um sich ein wenig zu zerstreueu, zu Fräulein Clotilde, einer Jungfrau von etwas reiferen Jahren, die er nun schon durch ein halbes Menschenalter kannte.

Weinend empfing ihn die Dame.

„Ach mein lieber Leinsamen," sagte sie mit schmerzerstickter Stimme zu ihm, „denken Sie sich das Unglück, der Coco, mein lieber guter Papagei, ist todt!"

„Todt!" sagte Leinsamen tief ergriffen. „Der Arme — ein so junges und kunstsinniges Leben mußte so früh dahin! So wird er mich denn nie mehr mit dem schönen Donna e mobile aus Rigoletto empfangen, das er mit so schön prononcirter Aussprache und fast im Rythmus der Melodie zu sagen wußte!"

„Ich weiß, lieber Freund, Sie würdigen meinen Schmerz. Ich habe demselben auch einen ener-

gischen Ausdruck in einer kleinen Elegie gegeben, die den Titel führt: „Am Grabe Cocos, des Lieblingspapageis. Fantasieen eines Mädchens.“ Sehen Sie hier das Gedicht! Mein einziger Wunsch wäre nur, daß ich es irgendwo gedruckt sehen könnte! Das würde meinen Schmerz in etwas lindern! Wie wäre es, wenn Sie es in meinem Namen an die Redaktion der „Mode“ leiteten? Ich weiß wohl, sie bringt in der Regel keine Gedichte, aber hier würde sie vielleicht eine Ausnahme machen, wenn wir beisetzten: verfaßt von einer Pränumerantin! Das Gedicht athmet ein so lebendiges Gefühl, daß es hinreißen muß!“

Leinsamen steckte mechanisch das Manuskript zu sich und empfahl sich, einen brennenderen Schmerz im Herzen, als jener war, den Clotilde um ihren Papagei zur Schau trug.

Er wollte sich nach Hause begeben, um sich ein wenig zu orientiren und über sein Schicksal nachzudenken. Aber dort hatte ihn schon die schelmische Emilie erblickt, die zu ebener Erde wohnte und den ganzen Tag am Fenster saß. Sie winkte mit der Hand, und da ihr ohnehin ein Heft der „Mode“ zugedacht war, so trat Leinsamen getrost ein.

Im Verlaufe des Gespräches bemerkte Emilie:

„Da geht ein äußerst komischer Mann täglich zweimal an meinem Fenster vorüber. Ich habe die Manieren und das ganze Wesen desselben so sorgfältig studirt, daß ich die Erscheinung zum Vorwurfe einer kleinen Humoreske nahm, die ich vor einigen Tagen in einem befreundeten Kreise zur allgemeinen Erheiterung vorlas. Da lesen Sie selbst — ich dachte schon daran, ob die Humoreske nicht vielleicht für die „Mode" passen würde — man hat jetzt den Humor gern!"

„Her mit der Humoreske!" rief Leinsamen mit heroischer Resignation und deponirte das Manuskript zwischen die Banditenrache und den Papageinachruf.

„Waren Sie schon bei Karolinen?" fragte Emilie den Hinausschwankenden. Die Frage schien seine Lebensgeister wieder wach zu rufen. Unter all den Damen, die er mit der „Mode" beschenkte stand seinem Herzen keine so nahe, wie Karoline, die hübsche, wenn auch nicht mehr ganz jugendliche Waise. Die sechs und zwanzig Jahre derselben wurden durch den sehr schätzbaren Vorzug überwogen, daß sie vollkommen unabhängig und im

Besitze eines nicht ganz unansehnlichen Vermögens war. Mit der Unabhängigkeit der Lebensstellung paarte sich aber bei dem Mädchen auch eine fast schroff auftretende Unabhängigkeit der Gesinnung, so daß Leinsamen es bisher noch nicht gewagt hatte, seiner besonderen Hinneigung zu ihr einen zweckmäßigen Ausdruck zu geben. Karoline gab sich so kalt und gleichgiltig gegen Leinsamen, wie gegen jeden anderen Mann, und trat ihm wie allen übrigen oft durch spitzige und spöttische Ausfälle entgegen, die, mochten sie auch nicht verwunden, doch jedenfalls den Muth benahmen, sich auszusprechen und auf dem ungewissen Terrain vorzurücken.

Lebhaft angeregt, fragte Leinsamen Emilie:

„Wie kommen Sie auf Karoline? Die wird sich doch gewiß zuletzt nach mir erkundigt haben!"

„Sie könnten sich mit dieser Voraussetzung doch irren! Ich traf erst gestern mit Karolinen in einer Gesellschaft zusammen und sie erkundigte sich recht angelegentlich nach Ihnen und beklagte sich, daß Sie so selten sichtbar würden. Sie habe Ihnen speziell etwas mitzutheilen, setzte sie dann noch hinzu."

Leinsamens Entschluß sich nach Hause zu begeben um das Schicksal nicht weiter herauszufordern, war gestürzt, unser Held flog mehr als er ging der Wohnung Karolinens zu.

„Willkommen, lieber Leinsamen“ empfing ihn Karoline. Ich dachte eben an Sie!“

„Welches Glück für mich!“ rief Leinsamen begeistert. „Verirren sich Ihre Gedanken öfter in diese unwirthbare Gegend, die ich meine Wenigkeit zu nennen die Ehre habe?“

„In letzter Zeit öfter. Ich weiß nur nicht, ob Sie sich eben viel darauf zu gut thun können. Ich beschäftige mich mit allerlei Kleinigkeiten, Lappalien, über die eine erwachsene und reife Person, wie ich eine bin, eigentlich lächeln sollte!“

„Sie schmeicheln weder mir noch sich selbst — das muß man Ihnen nachrühmen!“

„So warf ich mich seit einiger Zeit aus purer Langweile auf das Auflösen von Charaden, Rebus und Räthseln. Nachdem ich einige Dutzend glücklich aufgelöst, annuirte mich die Sache, und ich machte mich daran, selbst ein Räthsel zu ersinnen. Ich faßte es in ein Distichon — hier ist es!“

Herr von Leinsamen las:

Doppelfarbig als Blüthe, als Frucht vergleichbar der ros'gen
Wange des Mädchens, wardst durch Tell welthistorisch
du erst!

„Charmant — vortrefflich — voll Schwung in der Diktion!“ rief Leinsamen enthusiastisch. „Und die Auflösung folgt im nächsten Hefte — wenn Sie nämlich das Räthsel irgendwo in einer Zeitschrift — am liebsten wäre mir die „Mode“, die ich Ihrer Güte regelmäßig verdanke — unterzubringen vermögen!“

„Sorgen Sie nicht, mein Fräulein — das Räthsel soll in die „Mode“ kommen und die Auflösung können Sie versiegelt beischließen, denn ich zweifle, daß ein Blatt ein Räthsel ohne Auflösung aufnehmen wird!“

Diesmal fühlte sich Leinsamen glücklich, eine neue Commission für die Mode erhalten zu haben. Der Glockenzug und die Banditenrache, das Kinderkleid und die Goldmütze, die Humoreske und die Papageiode: Alles war vergessen über Karolinens Räthsel. Leichtfüßig tänzelte Leinsamen die Treppe hinab und da es ihm eben zu Muthe war, als hätte er eine Flasche Cliquot geleert, so nahm er sich vor, in einem Athem noch die zwei

restlichen Nummern der „Mode“ an Dame zu bringen.

Fräulein Melanie, der die eine gehörte, empfing ihn erröthend, denn sie arbeitete an einem Träger, der bestimmt war, jenen Bestandtheil der Herrentoilette festzuhalten, welchen Engländerinnen um keinen Preis aussprechen würden.

„Ah — eine herrliche Arbeit“ — meinte Leinsamen — „gewiß mit Hinblick auf einen bestimmten Gegenstand gestickt! In der That, originell!“

„Wirklich? Ei Sie bestärken mich in meinem Entschlusse, das Muster der „Mode“ zur Disposition zu stellen. Ich habe es selbst erfunden — und da Sie selbst so ausnehmend freundlich sind, mir die „Mode“ zu verschaffen, so werden Sie gewiß nicht böse sein, wenn ich Sie bitte, den Träger an die Redaktion zu leiten!“

„O, mit Vergnügen!“ rief Leinsamen, dem, wie die Sachen nun schon lagen, an einem Träger mehr oder weniger nichts lag. Was zählte ein Träger neben der „Banditenrache“?

„Ich bin doch neugierig, ob mir meine neunte Dame nicht auch einen Auftrag in Sachen der „Mode“ gibt!“ sagte Leinsamen mit dem Humor

der Resignation zu sich selbst, als er Fräulein Clementine aufsuchte.

„Ah — Sie bringen die „Mode“ — sprang ihm Clementine entgegen, und nahm ihm sofort das Blatt ab, um es sorgfältig durchzumustern. Dann rief sie enttäuscht:

„Wieder keine Correspondenz aus unserer Stadt! Das ist eine fühlbare Lücke! Wir erfinden doch auch manches, was der Aufzeichnung werth wäre! Ich beschäftige mich mit dem Gedanken, der Redaktion meine Dienste als Correspondentin auf hiesigem Platze anzubieten! Ah, bester Leinsamen — fädeln Sie doch die Sache auf eine gute Art ein!“

„Mit Vergnügen! Schreiben Sie nur gefälligst ein Probe- und Mustercorrespondenz, die ich Ihrer Offerte beilegen werde — ich zweifle nicht, daß die Redaktion es nicht versäumen wird, eine so schätzbare Kraft an sich zu fesseln!“

Mit der Probecorrespondenz in der Tasche machte sich Leinsamen auf den Weg. Er lachte fast laut auf, als er an seine Commissionen dachte und zu Hause angekommen, rangirte er alles Uebernommene alphabetisch nach dem Anfangs-

buchstaben des Namens der Dame, der es angehörte, nebeneinander und die artige Registratur stellte sich wie folgt:

Frau von Blüthenzweig: ein Kinderkleid;
Frl. Clementine: eine Correspondenz;
Frl. Clotilde: eine Papageielegie;
Frl. Fanny: eine Goldkappe;
Frl. Emilie: eine Humoreske;
Frl. Melanie: ein Träger;
Frl. Rosalia: ein Glockenzug;
Frl. Wilhelmine: die Banditenrache;

Nur das Räthsel Karolinens legte er ganz selbstständig hin und mit Wohlgefallen ruhte sein Auge auf den Zügen der ihm nicht ganz gleichgiltigen Hand.

III.

Aber bald kamen die Tage des ernsten Nachdenkens. Den Gedanken, die Redaktion der „Mode" mit dem Glockenzuge, der Banditenrache und Consorten zu behelligen, verwarf er rasch. Die Manuscripte mußten aber doch gedruckt werden, die Muster gestochen werden, wenn er es anders

nicht mit allen Damen für immer verderben wollte.

Leinsamen faßte einen heroischen Entschluß.

„Ich will annehmen," sagte er zu sich selbst, „daß ich meinen Sperrsitz noch ein Jahr beibehalten hätte. Das, was er mich gekostet hätte, will ich einer Separatausgabe der „Mode" opfern, und mich dafür nach andern Seiten hin einschränken. Die Banditenrache, die Humoreske, die Papageielegie und die Correspondenz geben ungefähr zwei Druckbogen im Format der „Mode". Diese Artikel lasse ich der Reihe nach hier setzen und obenauf drucken: Außerordentliche Beilage der „Mode". Die Hauptauslage macht der Satz — die Papier- und Druckkosten werden gering sein, da ich nur neun Exemplare brauche. Hiezu lasse ich den Glockenzug, den Träger, die Kappe und das Kinderkleid zeichnen als außerordentliche Kunstbeilage. An die Spitze der Extranummer soll aber Karolinens Räthsel kommen und darunter will ich die Worte setzen:

Anmerkung der Redaktion:

Die Auflösung des Räthsels wolle an die Verfasserin, Fräulein Karoline L. in . . . direkt geleitet werden.

Mit dieser Anmerkung verband Leinsamen sichtlich geheime, eigenthümliche Zwecke, denn er lächelte vor sich nieder, als er sie niederschrieb, und rieb sich dann mit besonderer Genugthuung die Hände, als ob er da einen ganz besonders glücklichen Gedanken ausgeheckt hätte.

Es wurde Leinsamen nicht schwer, gegen gute Worte und Bezahlung einen Buchdrucker zum Drucke der außerordentlichen Beilagen zu vermögen.

Es war ein Festtag für Leinsamen und die Damen seiner Bekanntschaft, als er den Rundgang mit der nach seiner Versicherung eben erst angekommenen Extranummer der „Mode" machte. Strahlende Gesichter und freudeleuchtende Augen empfingen ihn überall und warme Händedrücke wurden ihm in Fülle Angesichts der gedruckten Banditenrache und des gestochenen Glockenzuges gespendet. Selbst Karoline lächelte zufrieden, als sie das Räthsel las und gab sich sogar mit der etwas eigenmächtig aussehenden Anmerkung der Redaktion zufrieden.

Es währte nicht lang, so bekam Fräulein Karoline einen Brief folgenden Inhaltes:

Deine Wange, Du herrliche Maid, mag der Blüthe des Apfels
Gleichen; ein Lächeln von Dir wär' welthistorisch für mich!

Dieses Distichon bildete den Kern des Schreibens — tief unten nur fandsich die Anmerkung:

„Die verehrte Verfasserin des in der Extranummer der „Mode" enthaltenen Räthsels wird höflichst gebeten, demjenigen, welcher diese Auflösung einzusenden wagt, im Wege der Stadtpost die freundliche Aeußerung zukommen zu lassen, ob diese Auflösung richtig ist. Vielleicht dürfte der Vorschlag, diese Rückäußerung gleichfalls in gebundener Sprache zu halten, keiner den Einsender dieses zu herb treffenden Zurückweisung begegnen."

Karoline betrachtete diesen mit der Stadtpost ihr von unbekannter Hand zugekommenen Brief mit Interesse. Enthielt er doch die einzige Lösung ihres Räthsels, die ihr überhaupt zukam, worüber sich Karoline nebenbei gesagt, nicht wenig wunderte, da sie natürlich keine Ahnung davon haben konnte, daß dies Räthsel nur in neun Exemplaren in die Welt, beziehungsweise in die Stadt hinausgegangen.

Sie entsprach dem Wunsche des Einsenders

der Auflösung und es entspann sich zwischen ihr und dem räthselhaften Unbekannten eine poetische Correspondenz, die immer in einigen Sätzen in Prosa ihre nothwendige Ergänzung fand. Dieser geheimnißvolle Briefwechsel wirkte auf die Fantasie des allein stehenden Mädchens, sie gab sich ihm mit vollem Interesse hin, und bemerkte kaum, daß die Briefe des Unbekannten immer inniger und vertrauter wurden, ja daß sie selbst allmählig in einen verwandten Ton überging, und daß sich aus diesem steten Rapporte endlich das herauskrystallysirte, was man platonische Liebe nennt.

Eine Krise trat in dieses eigenthümliche Verhältniß, als der geheimnißvolle Correspondent die Kühnheit hatte, in gebundener Rede den Wunsch auszusprechen, die persönliche Bekanntschaft seiner poetischen Correspondentin zu machen.

Jetzt befand sich Karoline mit einemmal auf dem Punkte, sich über das Wesen ihrer Gefühle für den ihr von Angesicht zu Angesicht, aber nicht mehr von Seele zu Seele unbekannten Mann Rechenschaft geben zu müssen. Und hier nun entwickelte sich eine Reihe von stillen Selbstbekenntnissen, welche nicht ohne ein heimliches Erröthen

und Erbeben abgelegt wurden, obwohl sie nur der eigenen Person galten.

Karoline verbarg es sich nicht, daß ihr der poetische Briefsteller keine ganz gleichgiltige Person mehr war, wie sie sich auch keinen Augenblick darüber täuschte, daß das, was er da von ihr verlangte, ein Rendezvous in optima forma war.

Das Resultat dieses Hin- und Herwägens der Sache war, daß sich Karoline endlich an den Tisch setzte und mit etwas zitternder Hand — diesmal jedoch in ungebundener Sprache — dem Unbekannten die Mittheilung machte, daß sie nichts dagegen habe, wenn er ihre persönliche Bekanntschaft machen wolle. Da sie des Anstandes und der Leute wegen in ihrer Wohnung aber füglich keinen ihr ganz unbekannten Mann empfangen könne, so schlage sie ihm eine Zusammenkunft an seinem besuchten Spazierorte, etwa auf der Bastei, vor. Hier würde sie am dritten Tage zwischen der dritten und vierten Nachmittagsstunde promeniren und er könne sich ihr durch eine rothe Rose im Knopfloche kenntlich machen. Finde sie dann auch sein Aeußeres von der Art, daß sie keinen Anstand zu nehmen brauche, eine persön-

liche Bekanntschaft mit ihm anzuknüpfen, so werde sie sich sofort durch eine bereitgehaltene weiße Rose kenntlich machen. Nach der Ausssteckung dieses Signals soll es ihm auch erlaubt sein, sie anzureden und so die Unterhaltung anzubahnen.

Der Brief war rasch geschrieben, aber es bedurfte noch einer geraumen Weile, ehe sich die besonnene Karoline entschloß, ihn dem Postkasten anzuvertrauen, endlich that sie es doch, und als sie das dumpfe Kollern hörte, welches einen in die Tiefe des Postkellers fallenden Brief begleitet, da erzitterte sie leicht, und dachte, wenn auch nicht im gelehrten Latein, so doch im ungefähren Deutsch etwas, daß wie eine Umschreibung des historischen: Jacta est alea klang.

IV.

An dem Tage, welchen Karoline ihrem Correspondenten für die Zusammenkunft bezeichnet hatte, begab sich dieselbe klopfenden Herzens auf die Promenade. Sie hatte dieselbe kaum betreten, als sie Herrn von Leinsamen daherkommen sah. Seine Toilette war fein und gewählt wie immer,

und Karoline fand keine Veranlassung auf sein Erscheinen ein besonderes Gewicht zu legen. Es berührte sie nur, so gern sie sich sonst mit Leinsamen unterhielt, etwas unangenehm, als dieser jetzt auf sie zukam, und sich nach höflichem Gruße an sie anschloß.

Doch führte sie die Unterhaltung ziemlich unbefangen bis es drei Uhr schlug. Mit dem Glockenschlage drei wurde sie unruhig, gab auf Leinsamens zuvorkommende Reden nur dürftigen und halben Bescheid, und streifte mit ihren Blicken forschend die Umgebung, jeden Entgegenkommenden scharf musternd, sobald sie nach der Erscheinung annehmen konnte, daß er mit der rothen Rose identisch sein könnte.

Aber keine rothe Rose wollte am Horizonte auftauchen, und Herr von Leinsamen war auch nicht zum Fortbringen. Beharrlich maß er neben Karolinen hinschreitend die Bastei auf und nieder und suchte sich immer angenehmer zu machen, je sichtlicher auf Seite Karolinens das Bestreben hervortrat, ihn los zu werden.

Es schlug halb, ja dreiviertel auf vier — die rothe Rose war noch immer nicht sichtbar. Ein

brennendes Roth trat auf Karolinens Wange, sie zürnte mit sich selbst, daß sie den die Zusammenkunft zugestehenden Brief geschrieben. Es schien ja, als wäre sie das Opfer einer Mystifikation geworden. Doch tröstete sie wieder der Gedanke, daß sie sich in nichts blosgegestellt, ihr Incognito nicht abgestreift habe, daß also nichts verloren sei. Sie fühlte endlich eine gewisse Genugthuung darob, daß sie da nicht allein auf und abging, und dankte es in ihrem Innern fast Herrn Leinsamen, daß er sich an sie so beharrlich anschloß.

Unter diesen wechselnden Gefühlen rückte die vierte Stunde heran. Die rothe Rose war noch immer nicht da.

Es war kein Zweifel, man hatte sich mit ihr einen unverantwortlichen Scherz erlaubt.

„Ich werde mich jetzt nach Hause begeben!“ sagte sie, ihre Bewegung bemeisternd, zu Leinsamen.

„Schön — ich werde mir die Freiheit nehmen, Sie bis zum Hause zu begleiten! Doch — da habe ich etwas vergessen — als ich die Bastei hinaufstieg, kaufte ich von einem Blumenmädchen eine prächtige rothe Rose — ich wollte sie eben in das Knopfloch stecken, als ich Ihrer ansichtig wurde,

mein Fräulein! Ueber der lebendigen, weißen Rose vergaß ich die arme rothe Rose und steckte sie in der Zerstreuung in die Tasche!"

Herr von Leinsamen zog wirklich eine prächtige rothe Rose aus der Rocktasche und befestigte sie an seinem Knopfloche.

Karoline sah ihn überrascht an. Sie wußte, nicht, was sie von der Sache denken sollte? War Leinsamens rothe Rose eben so ein bloßer Zufall wie sein Hiersein — oder —

Karoline stockte, als sie dies Oder dachte, und eine glühende Röthe schoß über ihr Gesicht und gab diesem, gehoben noch durch das weiße Kleid, das sie trug, einen eigenen, reizenden Glanz.

Leinsamen sah sie mit einem eigenthümlichen, halb zaghaften, halb glücklichen Lächeln an und sagte dann mit etwas bebender Stimme:

„Haben Sie keine Antwort für diese rothe Rose, Karoline?"

Karolinen versagte der Athem. Die Gewißheit war da mit der eigentlichen rothen Rose.

Mit gemischtem Gefühle betrachtete sie Leinsamen einen Augenblick, indem sie vor innerer Aufregung unwillkührlich stillstand. Das ganze

Verhältniß, so poetisch angesponnen und so geheimnißvoll fortgeführt, wickelte sich noch einmal im Fluge vor ihr ab — sie suchte dasselbe mit der Individualität Leinsamens in Einklang zu bringen — und siehe da, der Versuch gelang, mit steigendem Interesse blickte sie den flehend zu ihr aufschauenden Mann an und mit raschem Entschlusse langte sie in ihren Busen und brachte da eine kleine, weiße Rosenknospe hervor, die sie Leinsamen unter glühendem Erröthen mit den leisen Worten reichte:

„Nehmen Sie dies zu Ihrer rothen Rose, wenn es Sie glücklich macht!“

„Karoline — meine angebetete Karoline!“ jubelte Leinsamen und erfaßte mit krampfhafter Hast den Arm des Mädchens, um ihn in den seinen zu legen und nicht mehr frei zu geben, bis er vor Karolinens Hause stand. Aber er kehrte hier nicht um — er ging erst drei Stunden später, als es zu dämmern anfing, mit einem seligen Lächeln von dannen.

Einen Monat darauf war Karoline Frau Leinsamen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



